Fünfzehn Briefe

von

Richard Wagner.

Nebst Erinnerungen und Erläuterungen

von

Eliza Wille,

geb. Sloman.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1894.

Fünfzehn Briefe

von

Richard Wagner.

Fünfzehn Briefe

von

Richard Wagner.

Nebst Erinnerungen und Erläuterungen

von

Eliza Wille,
geb. Sloman.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1894.

Dem mit jedem Jahre lebhafter ausgesprochenen Wunsche vieler Verehrer Richard Wagner's und der Verfasserin nach einem Wiederabdrucke der in der »Deutschen Rundschau« im Jahre 1887 zuerst erschienenen »Fünfzehn Briefe von Richard Wagner nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille geb. Sloman« wollte die Verfasserin endlich nachgeben, als am 23. December 1893 der Tod sie abrief. Ihrem Willen entsprechend, erscheinen dieselben hier unverändert, ohne jeden Zusatz.

Eliza Wille schrieb diese Erinnerungen in ihrem siebenundsiebzigsten Lebensjahre.

Früher sind von ihr erschienen:

»Der Sang des fremden Sängers«. Eine Phantasie. (Hamburg bei Hofmann & Campe 1835).

»Dichtungen« von E. Sloman. (Hamburg bei Hofmann & Campe 1836).

»Felicitas«. Ein Roman von Eliza Wille geb. Sloman. Zwei Theile. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1850).

»Johannes Olaf«. Roman von Eliza Wille geb. Sloman. Drei Theile. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1871).

»Stillleben in bewegter Zeit«. Von Eliza Wille. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1878).

»Johannes Olaf«, in einer deutsch-amerikanischen Zeitung nachgedruckt, ist 1873 von F. E. Bunnètt ins Englische übersetzt. (London, Henry S. King & Co.).

I. Eingang.

Es sind schon einige Jahre vergangen, seit von begeisterten Freunden Richard Wagner's die Mahnung an mich kam, Briefe des Meisters, dessen Werke jetzt im Triumphe die Welt durchziehen, nicht als mir allein angehörend anzusehen, sondern diese aus der Fluth möglicher Gefahren des Unterganges und der Verschleuderung in den sichern Port nationaler Aufbewahrung zu retten.

Das Wagner-Museum in Bayreuth wäre wohl ein sicherer Reliquien-Schrein für den Schatz solcher Briefe gewesen. Aber der Reliquiendienst, das Wühlen im Staube nach todten Gebeinen, das Sammeln von Handschriften und Dingen, welche die Hände berühmter Menschen berührt haben, ist nicht nach meinem Sinn und ein armseliger Nothbehelf. Lebensvoll wirkt und waltet der Geist

jener Männer, die schöpferisch arbeitend, künstlerisch gestaltend, Tod und Vernichtung überwunden haben. Ihre Werke, die der Welt gehören, verkünden ihre Ehre.

Ich ließ die Mahnung in meinen Gedanken ruhen; jetzt aber, bei hohem Alter, wo ich, meine Papiere ordnend, Vieles durchlese und verbrenne, was nicht Andern, sondern mir allein anvertraut worden ist, daß es in Weihe des innern Verständnisses eines edlen Todes sterbe, habe ich Briefe Wagner's, welche allgemein bekannte Thatsachen berühren und mit einer bedeutenden Wendung in seinem Geschick zusammenhängen, abschreiben lassen, damit ich, die Originale für meine Familie bewahrend, auch Andere Theil nehmen lasse an dem einfach Guten, das aus diesen Briefen mir zum Herzen spricht.

Es sind fünfzehn Briefe, welche ich zusammenlege und der Oeffentlichkeit zu übergeben nicht Anstand nehme. Elf derselben sind aus den Jahren 1864 und 1865, und ihre warmen Aeußerungen hängen mit einer Zeit zusammen, die Wagner in alter Freundschaft in Mariafeld am Züricher See in

unserm Hause verlebte. Verwicklungen der widerwärtigsten Art hemmten damals seinen Lebensgang, so daß die eiserne Arbeitskraft, das Wollen und Schaffen seines energischen, kühnen Geistes, wenn auch nur zeitweilig und vorübergehend, daran zu erlahmen drohte.

Diese Schmerzensepisode endete mit dem Eintritt des außerordentlichen Glückes, das, wie in einem Feenland, aus der Hand eines Königs, goldene Strahlen auf die umdüsterte Stirn des »Meisters der Töne« fallen ließ. Ein Jüngling, fast noch ein Fremdling in der Wirklichkeit des Lebens, unbekannt mit Regentensorgen, Verantwortung und öffentlicher Pflicht, hatte in schöner Idealität sich berufen gefühlt, die Bahn frei zu machen, die diesen hochstrebenden Geist zum Ziele führen sollte.

Nicht nur als einen Glücksfall für Wagner, auch als einen Gewinn für die Welt, die den Meister in seinen Werken bewundert, ist die Kunstbegeisterung des königlichen Jünglings zu preisen, welchen Wagner in der Widmung zur »Walküre« den »holden Schirmherrn seines Lebens« nennt.

In Mariafeld hatte der Abgesandte des Königs von Bayern Wagner aufgesucht.

Die drei letzten Briefe aus den Jahren 1869 und 70 weisen hin auf das Stillleben des Glückes, welches Wagner mit der ihm ebenbürtigen Frau, Liszt's genialer Tochter, in der Nähe Luzerns, an einem der schönsten Punkte der Erde, in voller Befriedigung des Herzens, in Freiheit des Geistes, ungefährdet von der Welt auf einem Höhepunkt seines Lebens genießen durfte.

Was ist Mariafeld am Zürichersee? Auf keiner Karte ist der Name des Gutes zu finden. — Wer sind die Leute, zu denen der Schöpfer des Musikdrama's in so guter Freundschaft stand, daß er sie zu einer Zeit aufsuchte, die nicht zu den Lichtpunkten seines Lebens zählt? Zu den Berühmtheiten, die Jeder kennt, gehören sie nicht.

Die Stürme der Revolution von 1848 hatten Menschen in der Fremde zusammengeführt, die sich sonst nicht nahe gekommen wären, und ich will, indem ich von uns selbst erzähle, den Briefen Wagner's einen Rahmen geben. Ich nehme mir vor, rasch skizzirend vorwärts zu gehen, und muß

doch den Leser bitten, daß er, das Hauptthema im Auge, sich die Nebenzüge gefallen lasse. —

Im Jahre 1851, nach dem Scheitern der großen Freiheitsbewegung, die im Jahre 1848 jede Stadt, jedes Dorf, jeden Flecken deutscher Erde und jedes Herz erschüttert hatte, war Doctor François Wille, von Hamburg weg, mit seiner Familie in die Schweiz, die Heimath seiner Voreltern, gezogen. Er gehörte dem Canton Neufchâtel an durch seinen Vater, der, aus der Grafschaft Valangin stammend, mit einer Hamburgerin verheirathet in Hamburg gelebt hatte und dort verstorben war. Seinem französischen Familiennamen hatte der Vater einen seiner Vocale genommen, um ihn den Leuten, mit denen er lebte, in der Aussprache zu erleichtern, so daß der Sohn mit dem französischen Vornamen »François« dem deutschen »Wille« die Signatur gab, welche er als Journalist in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht hat. Deutsche Universitätsstudien hatten ihn mit Deutschland innerlichst verwoben: aber das

burgundische Blut war in seinem Temperament, vielleicht auch in seinem Charakter.

Burgunder, also germanischen Ursprungs, sollen die französisch redenden Neuenburger sein.

François Wille hatte eine zum Theil stürmische Jugend hinter sich, ehe er in Hamburg in die Journalistik eintrat.

Die Auflösung der Familie durch geschäftliches Mißgeschick und der Tod seiner geliebten Mutter hatten den kaum dem Knabenalter Entwachsenen genöthigt, sich, alleinstehend, aus trüben Verhältnissen emporzuringen; er gab Unterricht in Latein und Mathematik. Ein später geretteter Rest des mütterlichen Vermögens machte ihm möglich, seine Studien fortzusetzen. Auf der Universität gab er sich mit allen Illusionen seiner Jugend dem Verbindungsleben hin, das damals wilder, aber auch romantischer und geistig angeregter gewesen sein mag als das Corpsleben heutiger Tage. Die Kläglichkeit der öffentlichen Zustände Deutschlands drückte das ideale Streben nieder, ohne welches die Jugend verkümmert, und mag die aus lustiger Verzweiflung hervorgegangene Gründung einer

»Selbstmörder-Gesellschaft« entschuldigen, über welche noch lange abschreckende Mythen verbreitet waren. Das Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat gingen aus ähnlichen Bewegungen hervor. Wille hatte sich nicht abhalten lassen, dem Rufe zum Hambacher Feste zu folgen; aber er hat oft geäußert, wie ihn das dortige unpraktische, in großen Reden ausmündende Treiben ernüchterte und ihm für immer zur Lehre diente. Nach seinem Temperament war es ihm Bedürfniß, sich mit seiner Person einzusetzen. Rücksichtlose Worte mußte er bezahlen und, selbst ungeübt in den Waffen, hat er gern gegen überlegene Gegner sein Kaltblut auf die Probe gestellt. Die Narben von Stich-, Hieb- und Schießwunden gaben Kunde von studentischer Thätigkeit auf diesem Felde. Von einer dänischen Festung weg, auf welcher er als Secundant bei einem Duell mit tödtlichem Ausgang eine Ruhezeit zum Arbeiten und Studiren gut benutzt hatte, war er nach Hamburg zurückgekehrt und wurde dort mit Franz v. Florencourt Redacteur der »Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle«, trat aber zurück, als er mit

diesem, so hoch er ihn stellte, nicht einig gehen konnte. Er war dann anfangs mit Ludolf Wienbarg, dem Mitführer des »Jungen Deutschlands«, später mit Heckscher, dem Reichsminister (zur Zeit des deutschen Parlamentes), Redacteur der »Hamburger Neuen Zeitung«, hierauf wieder Mitbesitzer und Herausgeber der »Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle«.

Er hat nie viel Gewicht gelegt auf seine, durch den Kampf mit der überängstlichen Censur eines Kleinstaates beengte journalistische Thätigkeit; doch hat z. B. Hoffmann v. Fallersleben im dritten Bande seiner Erinnerungen dieser Thätigkeit viel Verdienst um das politische Leben der vormärzlichen Zeit nachgerühmt, und auch von anderer Seite wurde der Journalist werthgehalten, der den Ideen einer neuen Zeit, einer geknechteten Presse zum Trotz, mit guten und fein geschliffenen Waffen zu Hilfe gekommen ist. Wort und Witz standen ihm zu Gebot, und wenn er auf der Bresche täglich allen Pfeilen ausgesetzt war, die aus dem Hinterhalte auf ihn zielten, so hat ihn dieses nicht aus seiner Position gedrängt.

Ein Ziel bürgerlichen Ehrgeizes, Fortkommen und Stellung in irgend einer Schichte der Gesellschaft schien nicht in seinen Absichten zu liegen. Er lebte nach dem Rechte der eigenen freien Persönlichkeit, hatte den Umgang, der ihm gefiel; uneigennützig, aber unbeugsam in sich beharrend.

Männer wie Welcker und andere Liberale aus Süddeutschland besuchten ihn, so oft sie nach Hamburg kamen, hervorragende Persönlichkeiten aus Schleswig-Holstein schätzten den Journalisten, dessen Artikel die Rechte der Herzogthümer mit Energie vertheidigten. Heinrich Heine, Detmold, Wienbarg, Hoffmann v. Fallersleben — ich finde nicht die Namen aller der Schriftsteller und Literaten, mit denen er persönlich befreundet war. Man konnte ihn aber auch in anderer Gesellschaft finden, auch unter Männern von Geist, aber »ohne Glück und Stern«. Der Humor des Lebens zog ihn an — fahrende Leute im Stile Fielding's, wie z. B. der Novellist Hermann Schiff, Ausläufer einer absterbenden Romantik, erregten Wille's Interesse. Ueberreizte Naturen, welche nur die Verzerrungen, nicht die unfreiwillige Komik mancher Lebenserscheinun-

gen begreifen, waren ihm unsympathisch. Dem Schleswig-Holsteiner, dem grandiosen Hebbel, dessen »Judith« er in einem geistvollen Artikel besprochen hat, blieb er fern. Auch Gutzkow, der lange in Hamburg lebte, den er gut kannte, gehörte nicht zu denen, welche er aufsuchte.

Daß François Wille nicht zum Familienleben passe, hierin stimmten seine Freunde wie seine Feinde überein.

Im Jahre 1845 hat er sich dennoch verheirathet und muß wohl einiges Talent für das Familienleben gehabt haben, da er dasselbe bald seit 42 Jahren übt und hoffentlich noch einige Jahre mehr auf Mariafeld zum Heil für Kinder und Kindeskinder fortführen wird.

Es hat sich Vieles in Hamburg verändert, die große Zeit, die seit sechzehn Jahren Alles erneut und aufbaut und kräftigt, so daß Deutschland in Einigkeit erreicht hat, was viele seiner treuen Söhne vor fünfzig Jahren wünschten und damals nicht wünschen sollten, hat auch der alten Reichsstadt ein neues Gewand angelegt. Aber der Pavillon am Jungfernstieg und der Balkon an der

Seite, die der Alster zugekehrt ist, soll noch heute so sein wie in den Jahren, als François Wille dort an Sommerabenden in lebhaft angeregter Gesellschaft zu sitzen pflegte.

»Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten.«

So sage ich unwillkürlich, indem ich unter den Nebeln einer fernen Vergangenheit nach Bildern meines frühen Lebens suche; denn habe ich den Mann skizzirt, so soll ja auch die Frau sich nennen.

»Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf.
Gleich einer alten halb verklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, von mir hinweg geschwunden —
Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem ernsten, stillen Geisterreich« —

Nachdem ich mit den edlen Worten Goethe's die Weihe und das Beste der Erinnerung im hohen Alter ausgesprochen habe, dürfte ich meine

Feder hinlegen; aber wir wollen die Persönlichkeit haben, so mag sich diese, unbedeutend wie sie an und für sich ist, darstellen.

Wenn mein Mann in seiner Jugend sich durchringen mußte, so habe ich nicht des Lebens Herbigkeit in früher Zeit erfahren.

Nie waren Kinder glücklicher als wir in unserm Elternhause, durch die reinste Liebe getragen, durch das Beispiel von Vater und Mutter unbewußt zu dem, was schön und gut und recht ist, angeleitet.

Nie hat ein junges Mädchen sich nach eigenem Gefühl und Bedürfniß freier entwickeln dürfen als ich, die ich heute mit sechsundsiebzig Jahren zurückschaue auf die Segnungen meiner unvergleichlich schönen Jugend.

Wir Töchter waren in keine Schule geschickt worden, Lehrer und Gouvernante besorgten den Unterricht, fremde Sprachen gehörten zur gesellschaftlichen Bildung, der Vater sprach englisch mit uns Kindern, es war seine Muttersprache; mit unsrer Mutter und unter uns sprachen wir deutsch, mit der Gouvernante französisch. Zeichnen, Musik,

Tanzen, etwas Geographie und Geschichte, die Anfänge der Literatur sollten wir lernen — von den Eltern lernten wir leben, lieben, dankbar sein, dienen und gehorchen. Ehrfurcht vor den Heiligthümern jeder Religion hatte unser Vater, dem nach den Lehren englischer Moralisten die Pflicht das Höchste war, und diese war es, die er als beseelende Kraft uns ins Gewissen pflanzte. »Frei sollst du sein«, so hieß es, »aber unumstößlich fest, gebunden durch übernommene Pflicht. Was deine Schuldigkeit ist, kann Niemand für dich thun.« In diesem Sinne ward von ihm der Grund gelegt, auf dem wir bauen sollten in jedem Verhältniß unseres Lebens.

Zur Zeit meiner Jugend war die wissenschaftliche Ausbildung der Frau nicht wie heute. Ein Mädchen, das nach höherem Wissen strebte, lernte aus Büchern, die ihr nicht entzogen wurden, durch Umgang oder aus Gesprächen der Männer. In unserm Hause war ein freies, geselliges Leben. Ich suchte und fand die Körnlein Wissen, die ich brauchte, wie die Vögel, die in ihrem Flug Alles

picken, was sie ernährt. Aber es lag Seligkeit im Suchen und Finden!

Musik gehörte in unser Leben. Unser Vater hatte seine Quartett-Abende; sein Geigenspiel wie auch seine Weise des Vortrags tönt mir heute noch in der Seele. Meine älteste Schwester hatte eine herrliche Stimme; Louise Reichardt, die Tochter des Capellmeisters, den wir als Goethe's Freund verehren, war ihre Lehrerin. Ich hatte Clasing zum Lehrer und dankbar bewahre ich sein Bild und weiß und fühle, was er mir gegeben hat.

Einmal im Monat waren nicht unbedeutende musikalische Aufführungen in unserm Hause. Vielleicht ist die Erinnerung schöner als die Wirklichkeit war. Es würde wohl kaum ein Musiker heutiger Tage wie ich das Quintett des Prinzen Louis Ferdinand mit Interesse spielen — freilich hatte mir Bernhard Romberg mit seinem Violoncello die Ehre der Begleitung erwiesen.

»Düstre Harmonien hör' ich klingen,
Muthig schwellen sie ans volle Herz;
In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz.«

So beginnt das Gedicht Körner's bei der Musik des Prinzen Ferdinand, den ich liebte, eben um den »vaterländischen Schmerz,« der ihn nach der verlorenen Schlacht bei Saalfeld in den Tod getrieben hatte.

Ich habe anderswo erzählt, wie mein Vater, zur Zeit Napoleon's aus Hamburg (das eine französische Stadt geworden war, die vierte im Range der Monarchie Frankreich) als Engländer ausgewiesen, in Holstein schwere Jahre durchlebte; wie meine Mutter mit ihrem starken Herzen und ihrem lautern Gemüth ihm zur Seite stand, und, wie nach Hamburg zurückgekehrt, seit dem Jahre 1815 ihnen das Leben leicht und meines Vaters geschäftliche Thätigkeit segensreich geworden ist. Im Nachhall der Gefühle, welche den Befreiungskrieg Deutschlands groß gemacht haben, war ich aus der Kindheit in die erste Jugend gekommen, — mir däucht etwas Enthusiastisches war schon im ersten dunklen Bewußtsein meiner Kindheit.

Die blaue Blume der Romantik, wie sie auf den Inseln der Seligen blüht, ist mir nie in den Sinn gekommen, aber mit Bewunderung sah ich

Männer an, die den Freiheitskrieg mitgemacht hatten. Ein Freund meines Vaters, der zum Krüppel geschossen worden, ward das Ideal meiner Seele. Zu Körner's edlen Worten hörte ich Weber's wundervolle Melodien mit ihren freudigen herzerschütternden Klängen. Noch heutigen Tages vibrirt meine Seele, wenn die alte Erinnerung wach wird. Männerwerth und Tapferkeit! Treue bis in den Tod für Vaterland und Frauenliebe! In diesem Sinne blühten die Träume der Romantik auf in mir. — Das Jahr 1830 hatte Freiheitskämpfer erweckt: Polen und Italiener zogen als Verbannte und Geächtete durch Deutschland — Verfolgte und Märtyrer unsers Vaterlandes standen vor unsren inneren Augen wie geweihte Opfer.

Ich gehe über Jahre hinweg, in welchen ich Welt und Leben, Glück und Glanz, aber auch Ernst und Tiefe, in Schmerz und Schwere kennen lernte. — Auch über die sechs Jahre gehe ich hinweg, die vorüberzogen, ehe François Wille und ich zu dem Entschlusse kamen, mit einander durchs Leben zu gehen.

Meines Vaters geliebtes England bewunderte

ich und hielt es hoch, aber der Gedanke an ein lebensstarkes, todesmuthiges Deutschland, die Heimath edler Menschen, stand wie ein Lichtbild am fernen Horizonte. Der Journalist, der hierfür wirkte und strebte, hatte für mich etwas von der Bedeutung eines Ulrich von Hutten, der ja auch zu seiner Zeit ein Journalist gewesen.

Ich weiß nicht und will nicht behaupten, daß nicht auch andere mehr weibliche Beweggründe mich aus meiner Unabhängigkeit in die Abhängigkeit der Ehefrau geführt haben. Jedenfalls sind Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens mir nicht zum Schaden gediehen.

Es sind Jahre voll tiefer Erregung, voll Gemüthsbewegung erschütternder Art, die ich mit erlebt habe, während mein Mann gleichsam in einem Mittelpunkte politischer Leidenschaften stand.

Es war schlimme Zeit für Deutschland seit den Jahren, wo im Nachhall der Juli-Revolution die Blicke der Liberalgesinnten hinüber nach Frankreich schweiften, von wo aus das »ça ira« der

Freiheit tönte, anders als die Begeisterung, welche einst mit feurigen Zungen geredet hatte zur Zeit des Befreiungskrieges.

Das Jahr 1830 hatte die Welt elektrisirt: Italien, Polen, Deutschland hatten sich aufgemacht. Viel Schlamm und Staub war aufgewühlt worden, den Freiheitsschatz, den man suchte, die Perle von unschätzbarem Werth, hatte Niemand gefunden: die besten Männer büßten im Gefängniß oder Zuchthaus. Unendlicher Jammer war über unzählige Familien gekommen, — Lieder, welche die Väter gesungen hatten, waren verboten: Schande und Kerkerhaft kamen über diejenigen, die von einem einigen Deutschland träumten.

Im Jahre 1840 war es, als halte das fordernde Jahrhundert den Athem an, um dem neuen Könige von Preußen zu freier Bestimmung des Guten, das von ihm erwartet wurde, Zeit zu lassen.

Als der erste preußische Landtag zusammenkam, trug ein vertrauender Glaube seine Forderungen dahin, wo des Königs Macht und des Volkes Recht mit einander wirken sollten. Aber eine Täuschung nach der andern machten Hoffnung und Ver-

trauen zu nichte, und der Zorn regte sich über gebrochene Gelübde und vorenthaltenes Recht. — Was die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, aufgezeichnet hat, gehört nicht hierher; ich will nur noch erwähnen, mit welcher Begeisterung man nach der kleinen Schweiz schaute, als der Volksgeist dort sich gegen den Sonderbund erhob, in welchem die Einflüsterungen fremder Mächte sich fühlbar machten.

»Im Hochland fiel der erste Schuß,« so sang Freiligrath als Gruß dem aufgehenden Licht entgegen. Und wie sprach ganz Deutschland sich von Süd bis Nord für Schleswig-Holstein aus, das deutsch sein und bleiben wollte und sein angestammtes Recht der Zusammengehörigkeit gegen die dänische Krone geltend machte! Nach Einheit strebend, regten sich in Deutschland die zertheilten Glieder. Mein Mann hatte damals die Herzogthümer, deren Sache er mit Wort und That verfocht, den Eckstein genannt, auf dem das Einheitsbewußtsein sich zum Heile Deutschlands aufbaue.

Vorbei rauschen Bilder und Gestalten, und doch sind's markirt lebende Gebilde, die aus den Nebeln der Erinnerung auftauchen. Ich, die ich

mein Lebenlang für Freiheit und Menschenrechte geglüht hatte, sollte schaudern lernen vor den Schrecknissen und dämonischen Mächten, welche hervorbrachen in den Märztagen 1848. Schlag auf Schlag kamen die großen Ereignisse — Berlin, Wien, Dresden, Baden — die deutsche Erde schien zu vibriren von den ungeheuren Gewalten, die mit Gigantenschritten sich ins Leben drängten.

Auch in unserm alten Hamburg gährte und wogte es mit der Triebkraft der bewegten Zeit. Der neue Most sollte nicht mehr in die alten Schläuche gefaßt werden. Ich sehe noch den Zug, der auf das Rathhaus zog, wo die versammelte Bürgerschaft saß; wie er sich vom Steinweg, von unzähligem Volk begleitet, herbewegte. Angstbleiche Gesichter sah man unter den Zuschauern.

Noch ehe der März zu Ende ging, war das Vorparlament in Frankfurt beisammen. Wille war dahin abgeordnet worden durch eine Deputation aus den hannöverschen Marschen; die Zeit hatte ihn zu höchster Thätigkeit entflammt. In unserm Hause meldeten sich auf seinen Aufruf Freiwillige zum Waffendienst in Schleswig-Holstein.

In der Paulskirche hatte Wille ein nüchternes, klares Urtheil über Vieles, was Andere zu maßloser Exaltation fortriß.

Ich war indeß inne geworden, daß ich wenig von der Natur des spartanischen Weibes habe. Unordnung und Gesetzlosigkeit erschreckten mich, und Beruhigung kam über mich, als wir dem Einzug des Alexander-Regiments zusahen, welches als Bundeshülfe in die Herzogthümer gesandt wurde. Das Regiment zog über die Esplanade nach Altona weiter, die Straße war mit grünen Zweigen geschmückt; aber preußische Soldaten waren dem Volk ein widerwärtiger Anblick. Diese hatten in Berlin gegen das Volk gestanden. Die festgeschlossene Kraft, Selbstbeherrschung und sichere Haltung sprachen von Ordnung und Ruhe; das ging mir wie eine Art von Verheißung durch den Sinn.

Ich breche hier ab; die Ereignisse jener Zeit sind allgemein bekannt. Zum Schlusse will ich nur noch sagen, daß mir mein Mann, bereits Familienvater, im Jahre 1849, als in Hamburg die gesetzgebende, aus der Revolution hervorgegangene Versammlung tagte, mit durchschossenem Oberarm ins

Haus gebracht wurde. Er hatte dem Führer der Linken im Hamburger Verfassungsrathe, Doctor Trittau, vor dem Rathsaale erwidert: »Drinnen muß ich Ihre Reden auf der Tribüne anhören, hier draußen verbitte ich mir Ihre Worte.« — Wille hatte übrigens, wie bei ähnlichen Begegnungen, obgleich selbst verwundet, dem Gegner über den Kopf geschossen. Auf fünfzehn Schritte Entfernung war die Forderung zu diesem Pistolen-Duell gewesen.

Genug von diesem Allen — und nur schon zu viel.

Nach dem Scheitern der ungeheuren Bewegung in Deutschland, als auch Schleswig-Holstein, von Deutschlands Bundeshülfe verlassen, auf eigene Kraft gestellt, nach der verlornen Schlacht von Idstedt zurückdiplomatisirt wurde in die alte Abhängigkeit von Dänemark, war der Aufenthalt in Hamburg für die Theilnehmer an Allem, was sich ereignet hatte, nicht mehr geboten.

Eine Zeit des Wartens, des Zuschauens aus

der Ferne war gekommen. Der Stern, der mit seinem reinen Licht keine unedlen Regungen erweckt hatte, war nicht erloschen. Wer seiner Natur nach stark im Glauben ist, der hofft auf Wunder und hat den Stab des Propheten, der in der Wüste Quellen aufspringen läßt. Es war keine schwer zu durchwandelnde Wüste, die wir durchschreiten sollten, als wir Hamburg verließen. Freiwillig hatten wir uns dazu entschlossen, keine politische Verfolgung trieb uns fort.

Meine Familie, welche mit einer Art Clans-Bewußtsein sich um das geliebte Elternpaar als Haupt und Halt ihres Zusammenhanges sammelte, sah uns mit Verwunderung und ungern scheiden. »Was wollen Sie von Hamburg weg und auf dem Lande verbauern?« So äußerte sich ein gediegener Bürger und liberaler Handwerker gegen meinen Mann, der ihm wohlwollte. Es gab noch andere gebildete Leute, welche der Meinung waren, nur im Tumult einer großen Stadt könne ein Mann von Geist, der mit der Presse sich beschäftigt habe, existiren. — »Habe ich mein Lebenlang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt,« sagte Wille,

»so muß ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt.«

Erst nach zehnjährigem Aufenthalte, als er die glücklichen Verhältnisse der kleinen eidgenössischen Republik genugsam zu kennen glaubte, betheiligte sich Wille an den öffentlichen Angelegenheiten. Seine Absicht war, sich vorderhand neben eigenen tiefen Studien seiner kleinen Landwirthschaft und der Ausbildung seiner Söhne bis zur Universität zu widmen.

Ich hab' in meinen alten Tagen so viel von Erblichkeit von Urgroßväter Seite her reden hören, daß es mir in den Sinn gekommen ist, es sei nicht unmöglich, daß ein solcher Zwang meinen Mann in die Heimath zurückgezogen habe Die Welt lag vor uns offen; wir konnten wählen, wohin wir wollten. Italien, das Ziel der wandernden Nomaden, hätte uns verlocken dürfen. Ich hatte es schon öfter gesehen im Geleite meiner Eltern. Es war damals noch das Italien, wie Goethe und Byron es schildern, mit seiner Poesie, seiner Naturschönheit, seinen Kunstwerken und den Trümmern

seiner großen Vergangenheit. Aber wir wollten seßhaft werden, Heim und Haus für unsre zwei Söhne gründen, die Poesie und Herrlichkeit Italiens paßte nicht für uns.

Auch die Schweiz hatte ich mit meinen Eltern im Jahre 1835 gesehen. Es gab damals noch keine Eisenbahnen; man reiste langsam im eigenen Wagen und wollte auch die kleinen Städte kennen lernen. Wie gefielen mir der eigenthümlich ausgeprägte Charakter in den verschiedenen Cantonen, die stattlichen Bauwerke der größeren Städte, die naiven Gemälde an den Rathhäusern und den Brückendächern! Nichts nach einem Schema, sondern nach dem Bedürfniß und dem Sinn der Zeit, in welcher es entstanden war. Als wir den Rigi besuchten, stieg man noch zu Fuß hinauf und logirte in einem Bretterhause. Wie hatte ich mich weggehoben gefühlt über den Staub der Welt in der himmlisch reinen Luft und der tiefen Stille! Nichts störte uns, nur wenige Gäste wollten wie wir die Sonne aufgehen sehen. Aus den Nebeln stiegen an jenem Morgen die Spitzen der Berge hervor, die seit uralter Zeit die Thäler und Flächen

bewachen, zwischen denen gute und genügsame Menschen sich niedergelassen hatten, und ein Volk in Arbeit und Tapferkeit durch Jahrhunderte seine Unabhängigkeit gewahrt hat, so daß es mit Ehren in die Weltgeschichte eingereiht ist! — Ich hatte Johannes von Müller's Schweizergeschichte gelesen. Schon der schöne Name eines Staatenbundes, der sich als »Eidgenossenschaft« zwischen den Monarchien und mächtigen Nachbarn erhalten hatte, zog mich an. Es wäre wohl in der Ordnung gewesen, wenn mein Mann bei der Rückkehr in die Schweiz dem Canton Neuenburg, welchem er angehörte, sich zugewendet hätte. Er wußte die Vorzüge des französisch redenden Theiles der Eidgenossenschaft zu würdigen. Aber weder die Grafschaft Valangin noch Lassagne paßten zu ihm. — Es ist seltsam, wie manchmal eine Zufälligkeit dem Schicksalsgange die Richtung gibt!

Heinrich Simon, einer der Reichsregenten aus den Tagen des Rumpfparlaments, das in Stuttgart aufgehoben worden war, hatte einen Käufer gesucht für ein Gut, das er in der Nähe Zürichs erstanden und gerne wieder los sein wollte. —

Hierüber hatte er nach Hamburg an Wille geschrieben. Seine Beschreibung des lieblichen Gutes, die Nähe von Zürich gaben den Ausschlag. In Zürich, der Universitätsstadt, floß der Strom lebensvoller Bildung und deutscher Wissenschaft, welche Wille nicht entbehren konnte.

Mariafeld liegt wohl eine Meile von Zürich entfernt in einer durch Thätigkeit und Fleiß blühenden Gegend; zerlumpte Armuth thut hier nicht dem Auge weh.

Etwas erhöht auf einer Terrasse, von Wiesen und Weinbergen auf sanft ansteigenden Höhen umgeben, liegt inmitten des Gartens das schlichte Haus, das in seiner Bauart eine gewisse altväterische Würde bekundet und seinen Patrizierursprung verräth. Zwei alte Nußbäume und eine hohe stolze Platane stehen auf dem Hofe, der die Einfahrt zur Freitreppe bildet. Ein fließender Brunnen, damals noch von zwei Weidenbäumen umhangen, gehört mit seinem reinen, kräftigen Wasser noch immer zu den Wohlthaten, die Mariafeld spendet. — Von Garten und Haus blickt man über den See, über das schön bebaute Gelände des jenseitigen Ufers,

wo eine Ortschaft sich an die andere reiht. Die herrliche Bergkette der Glarner Alpen zieht sich gegen Süden in die Ferne.

Als ich zum ersten Mal diese Schneegipfel rosig leuchten sah im Glanze der Abendsonne, und die Glocken am ersten Sonntage mit ihren feierlichen Stimmen über den See hinübertönten, und meine Knaben vor meinen Augen im Garten spielten, fühlte ich mich wie mit sanfter Gewalt zu der neuen Heimath hingezogen.

Ich habe das Durcheinanderwirren in großen Städten, das Besuchsleben und die Forderungen einer oberflächlichen, nicht rastenden Geselligkeit lebenslang gerne vermieden.

Der Verkehr mit der Stadt war damals nicht so leicht und bequem wie heutigen Tages; Mariafeld war still und einsam: hier konnten wir zu uns selbst kommen. Freiheit der Zeit und der Gedanken erschließen für den denkenden und unterrichteten Menschen Tiefen der Erkenntniß; Bücher, die stummen Freunde, reden mit eigenen Stimmen da, wo

sie eindringen ins Bewußtsein und werth gehalten werden zu dauerndem Umgang.

Die Ruhe war Labung nach all' den Stürmen, die wir durchlebt hatten, nach Meinungsstreit und Parteienkampf, wo in den Familien nicht mehr die alte Harmonie war, wo Freunde nicht mehr gemüthlich zusammensaßen, sondern die Nächsten und Liebsten einander verletzend entgegentraten bei Gespräch und Meinungsaustausch.

Wohl weilten meine Gedanken bei den geliebten Meinigen, bei Eltern und Geschwistern. Das Heimweh ist nicht nur eines Schweizers Sehnsucht nach seinen Bergen, auch wir Kinder der Ebene wissen davon zu sagen. — Ich hatte Stunden, wo ich in meinen Träumen das Rauschen des Meeres hörte, wo ich den grauen Himmel vermißte und Verlangen hatte nach der Ebene, über die der Sturmwind fährt und seine wilden Lieder singt. Ich hatte Verlangen, die alte liebe Stadt Hamburg wiederzusehen, die Thürme, die engen Gassen und die Kanäle. Alles, was ich ehemals nicht schön gefunden, wob sich mit einer Art von Märchenreiz ein in meine Phantasie.

Briefe hin und her gehend, halfen mir die Trennung ertragen.

Ich hatte unsere Möbel von Hamburg mitgenommen, weil ich am Alten hänge und mir jedes Stück lebendig wird durch den Gebrauch. Mein Mann, der sonst keine Reliquien verehrt, hielt die Medaille werth, die ihm vom Statthalter Schleswig-Holsteins überreicht worden war als Dank der Herzogthümer. Diese Medaille wird, nebst dem schwarz-roth-goldenen Bande als ein Nachhall der Idealität seines Universitäts- und Manneslebens bis zum heutigen Tage von ihm bewahrt.

Während ich zur Ruhe kam und an den langen Winterabenden, wenn meine Knaben an dem einen Ende meines Zimmers Stall- und Kutscherspiele trieben, am andern Jeremias Gotthelf las, Uli der Knecht und Uli der Pächter, und Käthi die Großmutter, die mir den »Weg zeigte durch alle Noth« zu herzinnigster Erhebung, war Wille von Parteigenossen, die in Zürich lebten (unter verschiedensten Verhältnissen ihrer Heimath entrissen),

in Anspruch genommen. Aus dem Badischen waren Hilfsbedürftige gekommen, deren nicht Wenige in der Schweiz seßhaft geworden sind.

Von unsern nordischen Landsleuten waren keine bis zu uns gelangt. Wir wußten, wie viele Schleswig-Holsteiner in Hamburg vegetirten und auf bessere Zeiten hofften. Persönliche Freunde meines Mannes waren nach Amerika ausgewandert; andere, welche im holsteinischen Heere gedient hatten, waren nach dem Cap entsendet worden zur Colonisation einer Strecke Landes, welche ein Braunschweiger, ein Freund Schleswig-Holsteins, zu diesem Zwecke erstanden hatte. Es war Vieles ernst und Manches trostlos traurig. — Im December des Jahres 1851 war plötzlich wieder ein stürmisches Hoffen über Flüchtlinge und Exilirte gekommen. Mächtig hatten die Ereignisse in Frankreich auch meinen Mann ergriffen. Die »Napoleonische Mythe« hatte, wie er sagte, den Staatsstreich möglich gemacht; aber eine Revolution zur Rettung der Volksfreiheit war zu fürchten. Hierauf hofften einige der Flüchtlinge und begaben sich nach Paris. Andere, die ihr Leben arbeitend

fristeten, waren des Kampfes müde und hofften auf Frieden.

In Mariafeld gestaltete sich, als der Frühling eintrat, ein heiteres und gemüthliches Leben. Mein Mann hatte Freunde in Zürich, die er von der Universität her kannte. Doctor Gieskr, der später in Zürich Professor geworden, Osenbrüggen, der in Kiel mit ihm studirt hatte, Doctor Lüning aus Westphalen, diese und ihre Familien waren uns ein lieber Umgang. — Die Universität Zürich konnte sich damals rühmen, den Physiologen Ludwig und Mommsen, den großen Historiker zu besitzen. An manchem Sonntage kamen diese nach Mariafeld und brachten eine Stimmung mit, die mir angenehm in der Erinnerung ist. Mommsen brachte uns einmal Klaus Groth's Gedichte mit und las uns den Fischzug von Veile und Anderes vor, was mit seinem guten plattdeutschen Klange wie ein Gruß aus der Heimath mir das Herz erwärmte.

Es gibt keine angenehmere Geselligkeit, als wo ein kleiner Kreis gebildeter Männer bei einem

guten Glase Wein nach Tische lange sitzen bleibt, und »Wort und Rede fließen frei.« Natürlich muß Wohlwollen der Grundton der Gespräche sein und nichts von dem armseligen Gefühl durchklingen: »ôte-toi que je m'y mette.«

Ich will noch eines seltsamen Gelehrten gedenken, der viele Jahre in Mariafeld aus- und eingegangen ist. Es war Professor Ettmüller, in angelsächsischer, nordischer und altdeutscher Weisheit tief gelehrt. Dieser erzählte uns, daß Richard Wagner in Zürich weile, und daß der berühmte Komponist nordische Heldensage und die Edda studire und Anweisung und Erklärung suche, weshalb Ettmüller ihn oft sehe.

Zur Zeit Oken's war der seltsame Professor, welcher Jenenser Burschenschafter gewesen, an die junge Hochschule Zürichs berufen worden, und hatte, wie mir eine alte liebe Nachbarin erzählte, Aufsehen erregt, wenn er im altdeutschen Rock mit einem Spitzenkragen und einer Guitarre am blauen Bande durch die Straße schritt, um Abends seiner späteren Frau, einer ehrsamen Züricher Jungfer, ein Ständchen zu bringen.

Ettmüller war in seinem Fache hochgelehrt. Uhland besuchte ihn, wenn er nach Zürich kam; er gehörte zu den Sonntagsgästen des Grafen Bentzel-Sternau auf Maria-Halden, war befreundet mit Follen, dem ersten Beschützer und Freunde Georg Herwegh's. In seinen letzten Lebensjahren sah Ettmüller mit seinem langen Bart, der gleichsam von nordischem Eise starrte, wie ein wunderlicher Heiliger aus.

Ich schließe hiermit meine Plauderei über uns und Mariafeld. — Fortan sei nur dasjenige von mir mitgetheilt, was mit Wagner und unsern Beziehungen zu ihm einigen Zusammenhang hat.

II. Wagner und Mariafeld
in der Zeit von 1852 bis 1855.

Verehrte Frau!

So eben bin ich in die Nähe der Stadt aufs Land gezogen, um mich bei gehofftem guten Wetter und in freier Luft von meinen letzten Anstrengungen zu erholen. Zu meinen Erquickungsmitteln rechne ich jedenfalls einen, und wenn Sie es erlauben, auch mehrere Besuche in Mariafeld, und garnicht hätte es Ihrer freundlichen Einladung bedurft, um mich dafür zu bestimmen. Nur nächsten Sonntag möchte ich mich noch nicht schon wieder von meinem kaum betretenen Asyl entfernen und ersuche Sie deshalb, mich und meine Frau, die für Ihren Gruß schönstens danken läßt, erst an einem nächsten Sonntage erwarten zu wollen.

Mit der Bitte, meinen besten Gruß an Herrn Wille ausrichten zu wollen, bin ich

Ihr dankbar ergebener

Richard Wagner.

Zürich, 18. Mai 1852.

So lautete der erste Gruß Wagner's nach Mariafeld.

Ich hatte ihn im Jahre 1843 in Dresden in einer Abendgesellschaft bei Major Serre, dem spätern Gründer der Schillerstiftung, kennen lernen. Es war eine flüchtige Begegnung geblieben. In jenem Winter war ich noch unverheirathet und meiner Schwester zur Hilfe nach Dresden gekommen, deren Mann, ein Gutsbesitzer aus Schlesien, schwer erkrankt, dort in Behandlung eines berühmten Arztes war. Wir waren beide nicht zu gesellschaftlicher Zerstreuung aufgelegt und eilten nach Hause. Wagner's Bild aber hatte sich mir eingeprägt: die feine bewegliche Gestalt, der Kopf mit der mächtigen Stirn, dem scharfblickenden Auge und den energischen Zügen um den kleinen festgeschlossenen Mund. Ein Maler, der neben mir saß, machte mich auf das gerade, vorspringende Kinn aufmerksam, welches wie aus Stein gehauen, dem Gesichte einen besondern Charakter gab. — Wagner's Frau hatte ein angenehmes Aeußere; sie war heiter und gesprächig und schien sich in Gesellschaft besonders wohl zu fühlen. Er war von großer

Lebhaftigkeit, selbstbewußt, aber liebenswürdig natürlich.

Ich hatte den Tag vorher den »Fliegenden Holländer« gesehen; Frau Schröder-Devrient als Senta paßte in das poetische Land der Sage, welches Dichtung und Musik des Meisters vor uns aufgeschlossen hatte. Sturm und nordischer Himmel, eine von dunkeln Mächten gejagte verzweifelnde Menschenseele, die nicht Ruhe findet, bis das Opfer reiner Liebe den Fluch in Frieden und Ruhe auflöst — dieses hatte Macht über meine Phantasie: hier mußte die Musik eingreifen; denn Mystik, Sage und Poesie stimmen zu ihrem Wesen. Aus dem Wunderreich der Töne hatte der Dichter eine Sprache geholt für den aus dem Himmel Verstoßenen, der Erde nicht mehr Angehörenden, der unter Menschengestalt auf der Bühne wandelnd doch nicht ein Mensch ist. —

Hector Berlioz war damals ebenfalls in Dresden und führte seine phantastisch großen Schöpfungen auf. — Auch »Rienzi« sah ich in Pracht und Glanz der Scene. Tichatschek mit der Macht seiner Stimme imponirte als Tribun, das neu erstandene

Rom begrüßte die Friedensgesandten. Reich war Alles, feurig und anregend. Frau Schröder-Devrient, welche Wagner als seine einzige Lehrerin noch in seinen späteren Jahren feiert, erschien als jugendlich edler Ritter dem Tribunen treu, den Alle verlassen: — Wagner wurde bei den so verschiedenen Schöpfungen seines Genies mit gleichem Enthusiasmus bewundert.

Es war an einem Sonntag im Mai des Jahres 1852, daß Wagner zum ersten Male zu uns kam und zwar in Gesellschaft von Georg Herwegh, dessen »Gedichte eines Lebendigen« eine Zeit, welcher wir doch Alle mehr oder minder angehörten, erschüttert hatte. Seitdem war seine Stimme verhallt. Mein Mann kannte ihn schon seit einigen Monaten persönlich. —

Die Herren waren bald im lebhaftesten Gespräch: Vergangenheit und Gegenwärtiges gaben Stoff genug. Das Auflehnen eines künstlerisch-revolutionären Geistes, welcher der Musik neue Bahnen eröffnen wollte, hatte unter dem Titel

»Oper und Drama« den Namen des Componisten auch als Schriftsteller berühmt gemacht. Ohne seine letzten fertigen Werke in der Ausführung hören zu können, strebte Wagner in Zürich seinem Ziele zu. Jetzt hatte er sich in das Studium der Edda vertieft, so sagte er, — über den Stabreim wurde von ihm hin- und hergeredet. Er sprach anerkennend von seinem Züricher Asyl und von dem »Wohlgefühl, endlich frei von den Verhältnissen zu leben,« die ihm in tiefster Seele zuwider gewesen waren.

Seit diesem Tage kam er oft nach Mariafeld, von seiner Frau oder Herwegh begleitet, nicht selten auf ganze Tage. Oft auch blieben sie über Nacht.

»Ihr Mann habe keine Schuld begangen,« so erzählte uns Frau Minna einmal, als wir Damen unter den Nußbäumen des Gartens saßen und die Herren zum Kaffee erwarteten. »Er hatte nur von der Höhe des Thurmes nach den Zuzügen aus den Dörfern ausgeschaut, welche von draußen der Stadt zu Hilfe kommen sollten. Er hatte nicht auf den Barricaden gestanden, wie von ihm erzählt wurde;

er hatte keine Waffen genommen, hatte sich nur fliehend retten können, als preußisches Militär in Dresden einrückte.« — Frau Minna hatte viel mit ihrem Manne erlebt, und die Schauder der Erinnerung aus der letzten Zeit in Dresden waren noch schlimmer als die Schicksale früherer Tage. In ihrer freundlichen Züricher Wohnung athmete sie wieder auf und stand ihrem Gemahl als sorgliche Hausfrau zur Seite. Sie war gern unter Leuten, namentlich unter sächsischen Landsleuten. Wagner's bewundernde Freunde hießen auch seine Frau mit ihm willkommen.

Herwegh war damals allein in Zürich. — Es hieß, daß eine tragische Leidenschaft ihn beherrsche. Seine Freunde zweifelten nicht darin, daß Alles sich mit der Zeit wieder ausgleichen werde; denn seine Frau war ihm mit grenzenloser Liebe ergeben. Als wir Herwegh kennen lernten, lebte sie von ihm getrennt mit ihren Kindern in Italien.

In den »Gedichten eines Lebendigen« war die hohe Gluth der Freiheitsliebe; die Parteileidenschaft waltete noch nicht ausschließlich unter den Furien des Hasses. »O, welch ein edler Geist

ward hier zerstört« das Wort Ophelia's fiel mir unwillkürlich ein bei diesem hochbegabten Dichter. Die Natur hatte ihn fein besaitet, und er war mit gewaltsamen, mächtig organisirten, zu jedem revolutionären Wagniß treibenden Männern, z. B. mit dem Russen Bakunin, zusammengekommen. Unter vornehmen und dabei socialistisch gesinnten Russen hatte er in Paris Luxus und raffinirte Geistes- und Lebensgenüsse kennen gelernt. Die ersten glänzenden Erfolge seiner Dichtungen hatten ihn emporgeschnellt; mißlungene, thörichte Unternehmungen zur Zeit des sogenannten Hecker-Putsches einen dunkeln, nicht zu verwischenden Schatten auf sein ganzes Leben geworfen.

Herwegh war ein durchaus liebenswürdiger Gesellschafter, etwas blasirt, von Feinheit der Formen. Seine Stimme hatte einen weichen, sanften Klang. Wenn er in Leidenschaft kam und heftig wurde, so fehlte seiner Stimme die Kraft. Er hatte nicht die vollen Brusttöne des in Zorn oder Liebe mächtig bewegten Gemüthes. Die Leidenschaft des Kopfes, die den Fanatiker macht und das Gift des Hasses destillirt, hatte seine edlere Lebenskraft in

Lässigkeit verwandelt. Seiner Natur nach hätte er eher dazu gepaßt, ein Marquis aus der Zeit der Regentschaft zu sein, als ein Mann aus jener Zeit des Umsturzes, welche er als Frankreichs Ruhm verehrte.

Er war dem Volk entsprossen; aber er war kein Volkstribun, der die ewig unveränderlichen Rechte der Menschheit wie mit den Donnern des Weltgerichts einer »entarteten« Zeit zu verkünden sich berufen fühlt.

Durch Wagner hörten wir: Herwegh habe in seiner jetzigen Stimmung Sonette geschrieben, welche durch Form und Gehalt ihn als Dichter der Liebe unsterblich machen mußten; diese Gedichte aber wolle er niemals drucken lassen.

Die Herren, welche viel und gern in Mariafeld zusammen kamen, waren nicht beengt durch einander. So verschieden sie innerlich und äußerlich waren, Geist und Bildung, Freiheit und Weite der Lebensauffassung wußten sie unter jeder Gestalt zu würdigen.

Herwegh war nicht musikalisch, aber Wagner liebte seinen Umgang; dasselbe galt für Wille. »Sie

haben keine Musik; Sie sagen, Sie schaffen nichts! Was thut's? Sie haben das Leben. Wenn Sie dabei sind, kommt man zu eignen Gedanken!« — Dieses sagte er zu Wille.

So hatte sich eine heitere Geselligkeit in Mariafeld gestaltet. Was unter den Herren besprochen wurde, konnte mich nur zum Theil interessiren: Herwegh hörte physiologische Vorlesungen bei Professor Ludwig; Wille sprach über Carlyle und Stuart Mill — Literatur, Kunst und Philosophie waren ein reiches Thema für Alle.

Gewöhnlich blieben die Herren für sich allein am Vormittage in meines Mannes Zimmer. Wenn ich zugegen war, saß ich mit meiner Handarbeit beschäftigt, Alles hörend, selten mitredend. Die Sitte der Zeit, welcher ich Erziehung und Bildung dankte, hielt es für vermessen, daß eine Frau mitredet über Dinge, die sie oberflächlich kennt, ohne je auf den Grund gegangen zu sein.

Ich hatte von meiner ersten Jugend an viel, unendlich viel gelesen: ein unruhiges sehnendes Verlangen trieb mich in die Wunderwelt hinein, in welcher die Gedanken vorzüglicher Männer wal-

ten und regieren. Eine Fülle von Glück und innerer Seligkeit war dadurch über mich gekommen; aber weder mein Vater noch andere Männer, die ich verehrte, würden sich angenehm berührt gefühlt haben, wenn ich mit meinem Wissen hervorgetreten wäre; ich selber wußte ja auch, wie arm es sei.

Eine Vielwisserin, ein Blaustrumpf! davor graust der männlichen Natur; alle Grazien fliehen vor dieser. Auf Englisch und auf Deutsch hatte ich dergleichen gehört und gelesen.

Und weil ich doch gern angenehm sein und denen, die ich liebte, gefallen wollte, so redete ich lieber nicht mit, sondern schrieb nieder, was ich dachte, was mich innerlich bewegte und was ich, während ich zuhörte, gleichsam wie der Chor in der griechischen Tragödie, mit meinen Betrachtungen in Ordnung brachte.

Herwegh hatte die Werke Schopenhauer's nach Mariafeld gebracht. Diese waren sowohl meinem Mann wie Wagner noch ganz neu, und sie machten den tiefsten Eindruck auf beide. Wille liebt es, auf den Grund zu gehen bei jeder Gedankenarbeit — der Philosoph wurde ihm so bedeutend,

daß er seine persönliche Bekanntschaft machen wollte und alljährlich nach Frankfurt reiste, um mit ihm zusammenzukommen. Wagner, mit unerhörter Schnelligkeit der Auffassung, hatte bald die Werke Schopenhauer's durchflogen. Er und Herwegh staunten über das gelöste Welträthsel. Weltentsagung und Askese — dahin sollte die Menschheit gelangen! — Weltentsagung, Tugenden der Heiligen konnten doch nur ein leerer Schall für Männer sein, die die Welt brauchten zu ihrem Schaffen und Bestehen, während sie Genüsse des Lebens weder zu verschmähen noch zu verachten gesonnen waren.

Vieles wurde mir jetzt mitgetheilt über die uralte Weltweisheit Indiens und die Reinheit des Buddhismus. Meine Lehrmeister hatten Geist und redeten mit sybaritischem Wohlgefallen über Kunst und Poesie; aber daß der Mensch keinen sittlich freien Willen habe und nicht der Thäter seiner Thaten sei, daß ihm also das gute Ritterschwert, das ich Beherztheit und Edelsinn nenne, gar nicht zukommt — das nahm ich als eine Fabel auf, an die sie selbst nicht glaubten. Es war überhaupt

eine Zeit unklarer Vorstellungen und verworrener Meinungen über Verhältnisse der Familie und Pflichten des Lebens. Die Ehre des Mannes, die in der Treue wurzelt bei übernommener Pflicht, und die Demuth des Weibes, die sich dem Manne unterordnet in ihrer tiefen Liebesstärke, sollte zurückstehen vor dem göttlichen Rechte der Leidenschaft! »Liebelose Liebe« so nennt der Chor in den Todtenspenderinnen des Aeschylos die grausame Gewalt, die, in Klytemnestra's Busen waltend, im Hause des Agamemnon Sühne fordert, so daß der Sohn zum Mörder seiner Mutter wird.

Es wollte mir auch nicht gefallen, daß uns Wagner einmal mit seiner feurigen Lebendigkeit ausmalte, wie der »Prophet von Nazareth,« von der sündigen Magdalena in irdischer Liebe geliebt, in ergreifender Schönheit auf der Bühne darzustellen sei. — Ich sah ihn staunend an und verließ das Zimmer.

Ich würde dieses nicht erwähnen, wenn nicht viele Jahre später, in Umgestaltung der Persönlichkeit, Wagner's damalige Idee zur Ausführung gekommen wäre. In dem letzten Geschenke seines

Genius, im Parsifal, dem ritterlichen Priester, und in der von der Gewalt böser Mächte frei gewordenen Kundry findet sich dasjenige wieder, was er im Jahre 1852 schon in seinen Gedanken trug. —

In der Höhe des Sommers ward der lebhafte Verkehr mit Mariafeld einige Zeit unterbrochen. Große Hitze war eingetreten; Wagner wollte höher in die Berge hinauf, Herwegh wollte mit ihm. Wille war zu Hause gebunden durch Familienbesuch, den wir erwarteten. — Große Freude stand mir bevor. Meine Mutter mit einer meiner Schwestern und deren Tochter war schon unterwegs. Sie reiste langsam mit eigenen Pferden von Hamburg nach Mariafeld. Sie hatte Zeit! Die Eisenbahn durfte aushelfen, aber zum Vergnügen reiste sie im eigenen Wagen. Mein Vater wollte bei der Rückkehr von Carlsbad uns einige Tage schenken und Alle wieder mit sich nach Hause nehmen.

Ich war voll Freude und glücklichster Erwartung — meine Kinder jubelten wie ich. Ich dankte es den Freunden, als sie noch einen Sonntag kamen und bis zum folgenden Tage bleiben woll=

ten. Nachher war ja kein Platz mehr da, um sie über Nacht zu logiren. Frau Wagner war heute mitgekommen.

In meiner Freude war ich jung, ich möchte sagen übermüthig geworden, und als ich mit ihr an den Tisch trat unter den Kastanien der Terrasse, wo die Herren Platz genommen hatten und der Kaffee bereit stand, sagte ich: »Das muß wahr sein, ein Trio seltener Art sitzt uns zwei Frauen gegenüber — der Eine ist der Schöpfer des Musik-Dramas, der Andere ist ein berühmter Dichter — beide sind von den Musen geliebt. — — Was darf ich von dem Hausherrn rühmen?«

Und Wagner, rasch einfallend mit den Worten Suleika's aus Goethe's West-Oestlichem Divan, sagte, indem er mich lächelnd ansah:

»Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.«

Als er Wille am andern Morgen im Garten fand, sagte er »Guten Morgen, Adam!«

In unserem Hause hat Wagner keine Ver-

götterung gefunden; sein großes Musikgenie konnte nicht unter uns zur Geltung kommen. Was er bei uns fand, war Freundschaft und schlichte Gastlichkeit. Hiermit war er zufrieden. Wir vergaßen fast, daß er höhere Ansprüche machen dürfe.

Im Herbst des Jahres 1852 hatten wir die Freude, daß Wagner Erholung bei uns suchte nach angestrengter Arbeit. Herwegh kam dann öfter mit ihm. Die Herren mochten sich, wenn sie allein beisammen waren, mit ihren Philosophen unterhalten; für uns Damen war es angenehm, daß jetzt die Dichter an die Reihe kamen.

Herwegh rühmte die russische Sprache und Dichtkunst, Gogol und Puschkin kannte er aus dem Grunde. Unter den englischen Dichtern wurde Shelley bevorzugt und über Byron gestellt. Calderon sollte bedeutsamer sein als Schiller; denn Schopenhauer's Gedanke lebte in seinem Drama: »Das Leben, ein Traum.« — Das Suchen nach den Sprachwurzeln mußte interessant sein; denn hierbei waren die Herren unermüdlich! — Es war ein wunderschöner Spätherbst; ich denke gern der heitern Stunden, die wir im Freien zubrachten.

Wagner war schon früh am Morgen zum Spazierengehen aufgelegt, Herwegh hingegen lag gern in orientalischer Ruhe nicht selten Stunden lang auf dem Sopha im Zimmer und grübelte den Problemen nach, die ihn beschäftigten. Wenn er gestört wurde, fügte er sich mit der Gleichgültigkeit des Gelangweilten und schlenderte hinterher, weshalb Wille einmal zu ihm sagte, er sei wie ein eingeschlafener Fuß. —

Meine jüngste Schwester, die mir sehr nahe steht, war damals mit ihrer Tochter in Mariafeld. Mit meiner Schwester war die Grazie eingezogen. Die Kleine und meine Knaben brachten in unser Haus das frohe Kinderleben. Ihre Herren sollten nicht allein in unserer Welt regieren; wir Frauen übten einen heilsamen Zwang aus und sprengten nicht selten das Trio auseinander.

So geschah es, daß Wagner aus der Behausung der Männer heraufkam und sich an den Flügel setzte und aus Lohengrin und Tannhäuser spielte, Alles aus dem Gedächtniß. Dazu erläuterte er die Vorgänge auf der Bühne, erklärte die Handlung, leise den Text singend. Es war eine eigenthümlich

merkwürdige Art, uns, was wir nicht mit Augen sahen und was sich uns nicht mit Stimmen eines mächtigen Orchesters kund gab, wie es in Wagner's Plan und Gedanken lag, auf diese Weise hörbar zu machen und ins Bewußtsein zu bringen. Von dem Werke, das er in Arbeit hatte, redete Wagner nicht, wohl aber von der Annehmlichkeit, sich im Müßiggange zu ergehen. Sein liebenswürdiger Humor sprach aus, daß er mit dem Fortgange seiner Arbeit zufrieden sei. — Einige Male in den klaren Herbsttagen, die sich aus Morgennebeln mit Feinheit und Kraft der Färbung entwickelten, wurden Spaziergänge auf die Höhen gemacht, an denen auch die Kinder sich betheiligen durften. Ich denke auch gerne einer Wasserfahrt nach der Au, wo die Herren die Schwere der Ruder in den ungewohnten Händen fühlten. Die Ufenau, welche Herwegh besungen hatte, wurde gemeinschaftlich besucht.

Zu Hause nach dem Abendessen blieb man an der Tafel sitzen; Altes und Neues theilte man sich mit nach der Eingebung des heitern Augenblicks.

Ich bin der Meinung, der menschliche Geist

sei wie der Funke im Feuerstein, der erst hervorspringt, wenn der Stahl einer fremden Kraft ihn berührt. — »There is nothing so pleasant as the nonsense of a man of genius; but no fool should be allowed to hear it.« Dieses Wort galt für den Humor mancher Erzählungen aus meines Mannes Studentenzeit. Seltsame Bilder waren es oft, in greller Beleuchtung, lebensvoll und fremdartig, wie Darstellungen in Callot's Manier. »Einen Decamerone des Nordens hätten Sie schreiben dürfen,« so meinte einer der Zuhörer. Aber der Erzähler gehörte nicht zu denjenigen, welche schreibend gestalten. Die Feder in der Hand lähmte den feurigen Schwung des Geistes; Reflexion und Kritik waren ihm ein Hinderniß in der Ausführung jener phantastischen Erlebnisse, die der Romantik einer vergangenen Zeit angehörten.

Ein viel bewegtes Leben war an dem Geiste des Hausherrn vorübergegangen, seit er im Jahre 1832 als Göttinger Student zum Hambacher Fest gezogen war, wo die erste Volksbewegung gegen den deutschen Bundestag versucht ward, und er mit Georg Wirth und Venedey gegen die Verbrü-

derung mit den französischen geheimen Gesellschaften Stellung nahm. In Göttingen war er Corps-Senior gewesen und hatte wegen Theilnahme an einem Verruf aussprechenden Senioren-Convent (zugleich mit dem Alt-Reichskanzler) die Universität verlassen müssen. —

In Kiel war er mit Franz von Florencourt Führer der Burschenschaft gewesen, von welcher der Kampf gegen das Dänenthum ausging.

Das Studienleben jener Zeit war weniger als das jetzige praktischen Lebenserfolgen zugewendet. Auch in den Corpsverbindungen fanden sich noch die Regungen einer romantischen Weltanschauung. Der Gedanke an Deutschlands Einheit und Wiedergeburt war damals verboten und doch für Alle die treibende Kraft.

Es gab Tage, wo die Stimmung mehr auf Sturm, als auf gutes Wetter angelegt war, und verschiedene politische Meinungen das Trio fast auseinander gesprengt hätten. Einmal ging der Zorn gegen Deutschland so weit, daß es hieß,

Alles dort sei werth, daß es zu Grunde gehe. In Kunst und Bildung, in Sitte und Leben sei Alles von Grund aus schlecht und unverbesserlich.

Die zwei revolutionären Geister hatten sich so in Zorn hineingeredet, daß sie der Meinung waren, Schlösser und Paläste müsse das Volk niederbrennen, damit seine Tyrannen nicht die sichere Behausung haben. Wille meinte: »In Braunschweig ist's nach Eurem Willen geschehen, und der Steuerzahler hat mit großen Kosten das Schloß wieder aufgebaut.«

Als dann nach dieser Debatte Naturwissenschaft und Sprachforschung in dem Herrenzimmer betrieben wurden, kam Wagner zu uns Damen und sagte: »Die zwei Andern sind schon wieder beim Wurzel-Ausgraben, sie kommen sobald nicht davon los.« Er lachte und that den Flügel auf. Unvergeßlich ist mir, wie er, ehe er zu spielen begann, uns den Charakter der Neunten Symphonie erklärte, und die Nothwendigkeit des Chores und des Hymnus an die Freude zur Vollendung der

großen Tonschöpfung nachwies. Er hatte mit vollen Accorden gespielt; plötzlich hielt er inne und sagte zu mir: »Nun hören Sie zu, die Musen kommen herein; sie führen unter kriegerischen Klängen eine Schar Jünglinge ein:

»Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, Eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.«

Dieses sagte er halblaut vor sich hin, und nun berührte er die Tasten. — Ich habe die Neunte Symphonie seitdem öfter gehört und mit vollem Orchester; aber dieses Allegro vivace alla marcia habe ich doch nur Einmal gehört. Durch keinen Director und kein Orchester ist mir der leise, feste, sichere Tritt der Muse ins Gefühl gekommen, wie durch Wagner's Berührung meines Flügels; pianissimo, wie über Wolken wandelnd, aber näher und näher schreitend in sicherer Bewegung. Wie ging mir die mächtige Offenbarung aus dem Wunderreich der Töne auf, die in dem rhythmischen Gefühle liegt, das Allem die Haltung gibt! Ein Pulsschlag mehr oder weniger weckt oder lähmt

den Geist des Hörers. — Wagner sah ernst, gehalten und doch lieblich drein. Eine alte züricher Dame, unsere liebe Gutsnachbarin, sonst so gemessen und nicht aus der Fassung zu bringen, war wie elektrisirt, als er hinterher mit voller Kraft in großartiger Begeisterung den Chor: »Seid umschlungen, Millionen« spielte. Mitten drinnen brach er ab. »Ich kann ja nicht Klavier spielen,« sagte er. »Ihr applaudirt ja nicht. Nun macht Ihr's fertig!«

Einige Abende später hörten wir noch mehr aus der Neunten Symphonie, und die Veranlassung war folgende: An einem Sonntag Nachmittage waren Wagner und Herwegh bei schlechtem Wetter zu uns gekommen, und es entwickelte sich ein Gespräch über Antigone. Es hatte begonnen mit Wagner's Abweisung der Musik Mendelssohn's zu den Chören.

Verschiedene Uebersetzungen der Antigone lagen vor uns. Herwegh entschied sich für die von Minckwitz. Wagner spottete über das »kluge Berlin,

das bei aller Gelehrsamkeit von dem eigentlichen hohen Sinn des Mythos vom Oedipus, von der Erhabenheit der That der Antigone doch nichts wisse trotz seinem ästhetischen Genuß.« — Es kam zu einer lebhaften Controverse, und weil diese wieder in das Gebiet der Politik zu springen drohte, griff ich zu Herwegh's Gedichten und bat Wille, laut zu lesen, was ich aufgeschlagen hatte. Es ist mit dem Vorlesen wie mit Allem: die Hörer müssen der feinfühlende Widerhall dessen sein, was der Vortragende mit dem Zauber des Dichterwortes ihnen ins Bewußtsein bringt.

Ich hatte das »Reiterlied« gewählt seiner schönen Form wegen:

»Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
  Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin noch ein Glas geschwind,
  Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blüh'n,
  Mein Blut ja soll dich färben!
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
  Zu sterben, zu sterben! —«

Mit diesen zwei Strophen bringe ich das schöne Lied in Erinnerung, das im Jahre 1847 mir zuerst den Namen Herwegh nannte. Es verfehlte auch jetzt in unserm Kreise seine Wirkung nicht. Darauf hin wollte ich noch das dreiundzwanzigste Sonett hören, aus einer Sammlung von »Dissonanzen«, wie Herwegh diesen Abschnitt seiner Gedichte genannt hat. Indem ich die Schlußstrophen gebe, spreche ich die Stimmung aus, welche viele dieser Sonette athmen:

»O, sprecht, war's nicht zumeist des Unglücks Stunde,
Die Euch hinan zum Ewigen gehoben,
Der Himmelsoffenbarung klang vom Munde?

Der Frieden nicht, der Sturm trägt uns nach Oben;
Die höchsten Freuden sind auf dunklem Grunde,
Gleich wie des Aethers Sterne eingewoben.«

Wir alle schwiegen. Herwegh saß, als gehe ihn nicht an, was doch er gesungen hatte. Wagner aber setzte sich an den Flügel und spielte aus Beethoven's Neunter Symphonie:

»Freude trinken alle Wesen —«

Dieser Jubel in den hohen Tönen des Soprans

in dem vierstimmigen Gesang schien mir ein himmlisches reines Jauchzen der freigewordenen Seele. Ich dachte, es müsse Herwegh freuen, daß wir sein Edelstes verstanden.

An jenem Abend blieb man lange nach Tische sitzen. Wagner hatte damals noch nicht die obligate halbe Flasche Champagner zur Nervenerfrischung nöthig, und Wille behauptete heute nicht: »die vornehme Etikette des Bordeaux-Weines interessire Herwegh mehr als der Inhalt der Flasche.« Die Herren verschmähten nicht die guten Sorten, welche aus der Tiefe des Kellers auftauchten, dem Dichter zu Ehren!

Es war um Weihnachten 1852, als die Riesenarbeit einer Dichtung, welche ihrer großartigen Anlage gemäß als Nibelungen-Trilogie entstanden war, zuerst in Mariafeld vorgelesen wurde. Wagner las sie an drei Abenden, und das dauerte bis in die Nacht hinein.

Später hat er das Werk mit dem Zusatze des Vorspieles »Rheingold« in dem großen Saale des

Hôtel Baur in Zürich einem bewundernden Zuhörerkreise zum Genuß gegeben.

Ich hatte Wagner am letzten Abend der Vorlesung in unserm Hause die Laune verdorben, indem ich, während er las, hinausging. Mein kleiner Junge fieberte und verlangte nach mir.

Als ich am andern Morgen erschien, meinte Wagner: es sei ja keine Krankheit zum Tode gewesen. Es sei eine schlimme Kritik für den Autor, wenn man so davon gehe, und er nannte mich »Fricka«. Dabei blieb es; ich protestirte nicht gegen den Namen. Einige Tage später verreisten wir nach Hamburg; mein Mann ging von dort nach Paris. Erst als der Frühling ins Land kam, sahen wir die eigene Heimath und die Freunde wieder.

Im Jahre 1853 hat Wagner in Zürich im Zeltwege gewohnt, wo Frau Minna, die gerne gesellig lebte, in einer angenehmen Häuslichkeit die freundliche Wirthin machte. Liszt war nach Zürich gekommen, um den Freund zu besuchen. In Wei-

mar hatte er den »Lohengrin«, welchen Wagner noch nicht in der Ausführung gehört, auf die Bühne gebracht. In hoher Freude umarmten sich die Beiden, und in glücklich erregter Stimmung verging der Tag. Mein Mann war zugegen, denn Liszt und er kannten sich schon lange. In einem Briefe Wagner's, der im Jahre 1870 gleich nach Sedan an uns geschrieben worden ist, finde ich eine Erinnerung an den Tag dieses Zusammenseins in 1853. »Als von dem Kaiser, den Liszt hoch stellte, damals die Rede war,« so schrieb Wagner, »prophezeite Wille, Louis Napoleon werde doch noch in der Gosse umkommen, was Liszt, der den Kaiser persönlich kannte, sehr zu verschnupfen schien. Das kommt nun täglich bei uns zur Sprache, und Wille muß sich gefallen lassen, hier als Prophet angesehen zu werden.«

Von der damaligen Begegnung mit Liszt in Wagner's Hause erzählte mir mein Mann, er habe ihm vorgestellt, ob es ihm, bei seinem Einflusse in Weimar nicht gelingen könnte, für Wagner die Rückkehr nach Deutschland zu ermöglichen, worauf Liszt entgegnete: er wisse keine Stellung und keine

Bühne, die für Wagner tauglich sei. Er brauche eine Bühne, Sänger, Orchester, kurzum Alles nach seinem eigenen Sinn.

Da meinte Wille: »Das dürfte wohl über eine Million kosten?« Worauf Liszt plötzlich auf Französisch, wie das seine Art bei besonderer Erregung war, rief: »Il l'aura! Le million se trouvera!«

Ich pflegte selten zur Stadt in Gesellschaft zu gehen; einmal aber ging ich doch. Ich glaube, Semper und seine Familie waren damals in Zürich und bei diesem Abendessen zugegen, das noch etliche sächsische Freunde um Wagner's Tisch vereinte. Er selbst verschwand einen Augenblick und erschien beim Nachtisch in der Uniform eines königlich sächsischen Hofkapellmeisters. In etwas gekrümmter Stellung, die Hände reibend, das fein sarkastische, nicht boshafte Lächeln um den Mund, begrüßte er uns Alle mit liebenswürdigstem Humor, und besonders seiner Frau galten die neckischen Bemerkungen:

»Ja, ja Minna,« sagte er, »es war wohl

hübsch, und ich gefiel Dir damals! Nur schade, Du arme Frau, daß mir die Uniform so eng geworden!«

Die Uniform, wenn sie auch von dem edlen Karl Maria von Weber (den er von Kindheit auf liebte), mit Zufriedenheit getragen worden war — für Richard Wagner war sie wirklich zu eng gewesen. Sein hochstrebender Geist ließ ihn nicht ruhen!

In Mariafeld dauerten die alten Freundschaftsverhältnisse unverändert fort. Der Kreis war nur erweitert worden: Semper, der große Baumeister; Gottfried Keller, der Dichter des »grünen Heinrich«; Köchly, der Philologe (der uns den Aristophanes mit einer glänzenden Einleitung nahe brachte); Rüstow, welcher mit Köchly über Waffen und Kriegführung der Griechen ein gelehrtes Werk ausarbeitete; Moleschott, der Physiologe; Ettmüller, der urgermanische Weise, — wer nennt sie Alle, die damals gingen und kamen und Leben und Anregung mit sich nach Mariafeld brachten!

Venedey und Ruge sprachen auch vorübergehend bei uns ein. Diese Alle, mit Ausnahme von Keller und Moleschott, sind nicht mehr unter den Lebenden. Unter nur zu vielen Todten bewegen sich meine Erinnerungen!

Wenn der gute Venedey zu uns kam, der weder zu den Künstlern noch zu den Geistreichen ersten Ranges zählte, so war er für diese der Atta Troll, der edle deutsche Tendenz-Bär: »sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung hegend in der Hochbrust« wie Heine dem germanischen Bären, in der Sprechweise Ludwig's I. von Bayern, die Grabschrift gesetzt hat.

Ich sah Venedey gerne, denn er war in Hamburg bei uns gewesen, und ich konnte mich mit ihm meiner Neigung für die alte Hansastadt hingeben, die, stolz auf ihre Flagge mit den drei Thürmen, doch auch für die junge Freiheit in der wilden Zeit von 1848 gute Regungen gezeigt hatte. — Ich schreibe es mit Freuden nieder, daß es mein Vater war, der damals eines seiner Schiffe als

Anfang einer Flotte zur Verfügung stellte, welche bei den Kriegsverhältnissen mit Dänemark so nöthig war, und daß er auch andere Rheder aufforderte, dasselbe zu thun. Mein Mann hat die erste Fahrt unter der schwarz-roth-goldenen Flagge mitgemacht zur Begrüßung eines amerikanischen Kriegsschiffes, das in Bremerhaven lag. Der Reichsverweser hatte die Kommission, welche Oesterreich und Preußen zur Uebernahme der Schiffe nach Hamburg geschickt, dahin abgeordnet. Es ist bekannt, daß diese Anfänge zu einer Flotte beim Aufräumen revolutionärer Dinge unter den Hammer gebracht worden sind.

Von Venedey erfuhr ich auch, daß der junge Kudlich — den ich gleich anfangs in Zürich als Assistenzarzt Gieskers kennen gelernt und der auch meine Knaben im Scharlachfieber behandelt hatte — in New-York als Arzt in guter Stellung lebe. Für diesen hatte ich mich immer interessirt, weil er, während er sich in Wien auf seine Doctorprüfung vorbereitete, in Folge der Märztage in den Reichstag gewählt worden war und dort in dem Gemische der verschiedensten Nationalitäten, wie

die Revolution sie in Oesterreich zusammengeführt, als das jüngste Mitglied den Antrag gestellt hatte: »die hohe Versammlung möge das Unterthänigkeitsverhältniß der Bauern zu ihrem Gutsherrn mit allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufheben.« Nach langem Kampf und Widerspruch war Kudlich's Antrag siegreich geblieben und angenommen worden.

Außer dieser Einen bedeutsamen That hatte der Reichstag nichts Erhebliches zu Stande gebracht. — Ich freute mich, daß der junge Arzt in Amerika das Bewußtsein solchen Gelingens in sich trug; denn die Theilnahme an Allem, was die Menschheit in ihrem Recht auf Entwicklung und Befreiung zur Geltung brachte, war für uns, die wir abseits saßen, tief innerstes Bedürfniß.

Venedey war ein Revolutionär. Theoretisch zagte er nicht vor Greueln und Schrecknissen, sondern sah sie als das Werk gewaltiger Geister an, die morden und vernichten, um die Luft rein, die Welt frei für den Fortschritt und das Licht einer besseren Zukunft zu machen; aber er besaß ein mildes Herz, Haß und Rache waren zu scharf für ihn.

Mein Mann, der den alten Burschenschafter von Hambach her kannte und der sein Leben voll edler Arbeit für die Seinen und voll Hingebung an die Ideale seiner Zeit schätzte, sagte von ihm: »Ein durchaus nobler, ehrenhafter Kerl; wenn er nur nicht so salbungsvoll wäre! Ein politischer Bonze!«

Von Arnold Ruge's Bedeutung, von den Hallischen Jahrbüchern, von den jahrelangen Beziehungen, welche zwischen ihm und meinem Mann im Streben nach gleichen Zielen bestanden, habe ich hier nicht zu reden. Ich freute mich, ihn in Mariafeld persönlich kennen zu lernen.

Ich will hier auch Rüstow's erwähnen, welcher durch seinen Geist und seine Kenntnisse als Fachschriftsteller hervorleuchtete. Es ward mir schwer, ein inneres Widerstreben gegen den Mann zurückzudrängen, der die preußische Offiziersehre von sich geworfen hatte und seiner Fahne untreu geworden war.

Eines Abends brachte er einen Freund aus Berlin mit, einen durchaus ehrlichen, guten Menschen, und dieser äußerte sich auf völlig blutgierige

Weise und prophezeite allen Besitzenden eine Zeit allgemeiner Vernichtung als Rache der gemißhandelten, verachteten Menschheit. Herwegh, Semper und Wagner waren zugegen; der Letztere flüchtete zu mir in ein anderes Zimmer, denn endlich war es drinnen so wild und laut zugegangen, wie in einem Jakobinerklub. Eine Idee nach der andern wurde vorgenommen, durchgesprochen, nach ihrem Werthe gewogen, zu leicht befunden und — abgethan!

Entsetzen faßte mich und trieb mich in völlige Reaction hinein, indem ich Aussprüchen und Meinungen in meinen stillen Gedanken folgte, deren Konsequenzen eine Welt ohne Mannesehre sein muß. Auf die Spitze getriebene Sophismen und Meinungen waren mir nicht neu; aber die feinen Formen des Lebens gaben den revolutionären Regungen, die ich schon oft genug mit angehört hatte, eine Art von haut goût; heute fehlten Kunst und Poesie mit ihrer blühenden Beredsamkeit.

Es gab eine Zeit, wo das Trio nach alter Gewohnheit ohne fremde Beimischung zusammen kam. Es wurde wieder von Goethe, sogar von Schiller geredet; die alten Götter kamen wieder! Der »Romanzero« von Heine war neu und wurde gern gelesen und viel besprochen. Ich habe mein Lebenlang auf Witz und Phantasie vielleicht mehr gegeben, als sich vor der Vernunft verantworten läßt. Aber unter Gegensätzen und Widersprüchen, bei Mannigfaltigkeit der Anschauungen und sich widersprechenden Erfahrungen, unter Schönem und Häßlichem, zwischen Klarheit und Verworrenheit, bildet sich das uns Eigenartige. Wir nehmen, was wir brauchen können. Für mich im hohen Alter gilt das Wort von Montaigne: »J'aime la vie, je la pratique et la cultive telle qu'il a plu à Dieu de nous l'octroyer. A mesure que l'homme extérieur se détruit, l'homme intérieur se renouvelle.

Es kam eine Zeit, in welcher Herwegh tief verstimmt war. Verhältnisse der peinlichsten Art

drängten zur Entscheidung und waren doch nicht auf die unter Männern übliche Art zu lösen. Wille suchte umsonst, den Herzen-Herwegh'schen öffentlichen Erklärungen in den Blättern ein Ende zu machen, und übersandte dem Baron Herzen die Herausforderung Herwegh's. Jener weigerte sich, darauf einzugehen, in Folge der Entscheidung eines in London von Mazzini präsidirten Ehrengerichts.

Als Heinrich Simon und andere namhafte deutsche Flüchtlinge Herwegh darauf hin in Verruf thun wollten, trat Wille für den Dichter ein. — Dasselbe hatte er seiner Zeit schon für Heinrich Heine gethan, indem er diesen gegen die Philister vertrat, welche den Dichter der Feigheit beschuldigten, weil dieser, mit feinen Nerven ausgestattet, einem Waffengang mit mehr Schrecken entgegensah, als jeder gewöhnliche Landsknecht.

Vielleicht um sich von diesen Widerwärtigkeiten zu zerstreuen, unternahm das Trio eine gemeinschaftliche Reise. Es sollte eine Fußwanderung sein. Als solche wurde sie begonnen, aber bald zu Wagen fortgesetzt. Es ging an den Vierwaldstättersee, dann über den St. Gotthard nach den italieni-

schen Seen, wo es Wagner so gut gefiel, daß er zurückblieb und seine Frau zu längerem Aufent- halte nachkommen ließ. Beider Liebling, das Händ- chen »Peps«, mußte dabei sein. —

Zu Anfang des Sommers hatte Wagner, der in Zürich so zu sagen ohne Musik lebte (wennschon dort viel und tüchtig musicirt wurde), Gelegenheit, eine Auswahl seiner Compositionen in dem Theater- raum zu dirigiren. Ein begeisterter Freund, ein deutscher Kaufmann, vom Rheine stammend, dem Andere sich angeschlossen, hatte Wagner freie Hand verschafft, durch Zuziehung fremder Künstler diese Aufführung zu ermöglichen.

Wie bemühten sich Musiker von Fach und Di- lettanten, ihre beste Kraft einzusetzen! Wagner wußte ja die Musiker mit seiner Leitung zu be- seelen. Ein alter Herr, der als großer Musiklieb- haber seine Quartettabende hatte und sein Cello mit gewissenhafter Pedanterie handhabte, sagte so- gar zu mir: »Ja, wenn dieser dabei ist, wird man ein neuer Mensch und Musiker!«

Es herrschte große Begeisterung in Zürich nach diesem Concerte, und immer höher stieg die ehrfurchtsvolle Bewunderung vor Richard Wagner's schöpferischer Macht.

Bei Gelegenheit eines Eidgenössischen Sängerfestes im Wallis wollte man die Ehre haben, ihn als Schiedsrichter zu begrüßen. Aber Wagner mißbilligte den vierstimmigen Männergesang. Ein Chor, in welchem die Frauenstimmen fehlen, war, wenn nicht zu kriegerischen Aeußerungen, für ihn ein Unding. Die Bedeutung der Sängerfeste für die Volksbildung leuchtete ihm nicht ein. Das Volk war für ihn ein idealer Begriff, dessen praktische Verwerthung nicht in Betracht kam. So hatte Wagner denn auf die schmeichelhafte Aufforderung hin die Einladung zwar angenommen; zur zwölften Stunde aber ließ der so sehnlich erwartete Schiedsrichter noch absagen. —

Als im Winter die Züricher Concerte in dem alten Museumssaal wieder begannen, zeigte Wagner mehr als einmal seine Größe als Dirigent auch mit geringen Kräften.

Indem ich dieser Concerte gedenke, ist mir, als müsse ich erwähnen, wie ich hier in den Pausen mit Verwunderung den Dialekt des Landes als Salonsprache hörte zwischen Damen in Gesellschafts-toilette und den ihnen huldigenden Herren. In unserm Hamburg war das gute Plattdeutsch so ganz verschwunden, daß Kutscher und Diener sich beleidigt gefühlt haben würden, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich in dieser Sprachweise zu bewegen. Der gebildete Züricher, sogar der Gelehrte, hielt damals, wie jetzt noch, den Dialekt seiner Väter in Ehren. In diesem liegt heute wie vordem, die Traulichkeit des »Unter Uns« für das Familien- und Volksleben.

In einem jener Concerte dirigirte Wagner die Ouverture zum Freischütz. Es ist bekannt, wie Weber ihm sympathisch war, und wie die Musik unter seiner Leitung zum seelenvollen Klange sich verklärte. Wer kennt sie nicht, diese Musik? Wer hätte sich nicht in die schöne, waldfrische Einsamkeit versetzt gefühlt, wenn die Töne der Waldhörner die Morgendämmerung auseinander wehen? Leise und feierlich waren die Klänge; es stieg mir,

während ich zuhörte, solch ein seltsam feiner Duft seligen Empfindens ins Gemüth. Ich war glücklich genug, in diesem Concerte ganz im Hintergrund zu sitzen, wo mir der Genuß des Hörens nicht durch das Sehen gestört wurde. Denselben Genuß hatte ich jedesmal, wenn Wagner eine Symphonie Beethoven's dirigirte — ich fühlte mich glücklich, weil das Schöne auf Erden gedeiht.

Ich finde jetzt eine Lücke in meinen Aufzeichnungen und Erinnerungen, so daß ich fast ein Jahr überspringe, in welchem viel, sehr viel in Mariafeld sich ereignet hatte: Familienbesuch und Schicksale, mannigfaltige Erlebnisse, Reisen und wechselnde Beziehungen in Freud und Leid.

Erst im Jahre 1854 kann ich wieder zu dem zurückkehren, was den Leser, weil auf Wagner sich beziehend, interessiren wird.

Es war im Herbst dieses Jahres, daß Liszt abermals nach Zürich zum Besuche Wagner's kam. Dießmal in Begleitung seiner langjährigen Freundin, der Frau Fürstin Wittgenstein und deren Prinzessin Tochter.

Wagner hatte Einiges aus den Nibelungen

vollendet, dem Worte der Dichtung die Musik hinzufügend. Er wünschte, das so weit Gediehene dem Freunde zur Beurtheilung zu geben.

Eine schöne, junge Schweizerin, die Gattin des Capellmeisters Heim, die eine herrliche Stimme hatte, und die Wagner auszeichnete, obgleich sie keine vollendete Kunstbildung besaß, sang die schwierigen Partien vom Blatt mit liebenswürdigster Fügsamkeit. Eine glänzende Gesellschaft war, mir däucht, auf Liszt's Einladung in dem Saal des Hôtel Baur zusammengekommen. Liszt war hocherfreut über Wagner's Erfolg und die Größe seiner Nibelungen: völlig neidlos streckte er dem bewunderten Meister beide Hände entgegen. Es macht mir noch heute Freude, wenn ich an die Herzlichkeit und Wärme ihres Zusammenseins denke. —

Liszt war öfter mit seinen Damen, von Wagner begleitet, in Mariafeld. — Bald nach dem großen Brande, der das halbe Hamburg einäscherte, war er dort gewesen und hatte mit seiner fast königlichen Großmuth für den Orchesterfonds gespielt und diesem eine Summe zugewendet, welche dem Institute zu blühendem Fortgange verhalf. Wille

und er kamen damals täglich zusammen. Mein Mann hat mir öfter erzählt, wie zu einer Zeit, als er seine Redacteursstelle niedergelegt hatte (weil der Besitzer des Blattes ihn hofmeistern und seine Artikel beschneiden wollte) und er, trotz seiner Mittellosigkeit, es hatte zum Prozeß kommen lassen, Liszt ihn aufgesucht und ihm gesagt habe: »Wenn ich ein Landgut besäße und Dich aufforderte, mein Gast zu sein, — würdest Du dieses als eine Beleidigung Deines Stolzes ansehen? — Ebenso ist's, wenn ich Dich auffordere, mit mir auf Reisen zu gehen. Was willst Du in Hamburg? Paris ist die rechte Stelle für Dich.« — Wille aber wollte unter allen Umständen seine eigenen Wege gehen. Er hatte — nach Wienbarg's Ausspruch — eine ganz unantastbare Monade.

Ich hatte Liszt im Jahre 1833 zuerst in Paris in seiner ersten aufblühenden Jugend gesehen. Es war damals etwas Leuchtendes in seiner Erscheinung. Gerne erinnere ich mich eines Abends, wo er und Chopin vierhändig Walzer spielten für einen kleinen intimen Kreis, und wir jungen Mädchen durften zu solcher Musik tanzen. — Chopin,

den ich in jener Zeit oft sah, spielte damals nicht in Concerten. Ich habe seine Compositionen nie so ausgeführt gehört, wie er sie in Feinheit und völliger Klarheit spielte.

Eines Abends hatte er, erregt durch ein Gedicht, das ich in jugendlicher Begeisterung seinem unglücklichen Vaterlande gewidmet, in dem Dunkel des Nebenzimmers den Flügel geöffnet und, sich seiner Stimmung überlassend, mit wunderbarem Reichthum der Phantasie den Gefühlen Ausdruck gegeben, die seine Seele bei dem »Sange des fremden Sängers« durchzogen. Die Dame des Hauses, welche die Mittheilung dieses Gedichtes veranlaßt hatte, reichte mir lächelnd die Hand und meinte, so habe sie Chopin noch niemals gehört. Chopin, in der Stimmung des Augenblickes, wollte ein Lied von mir haben, um es in Musik zu setzen. Ich meinte, dieses wäre zu gering für ihn. Ich wolle auf die hohe Messe warten, die er zum Danke für sein auferstandenes Vaterland schreiben werde.

Ich habe es nicht recht gefunden, wenn ich hie und da gelesen und gehört, Wagner habe in Zürich schwere Leiden des Exils gekannt. —

Der Verbannte, den Alle hochhielten, den Viele verehrten, lebte in der Sicherheit des eigenen Heerdes und hatte Freunde, die für ihn eintraten. Einer war darunter, der wohl selten seines Gleichen findet. Jeder fühlte sich geehrt, dem Wagner ein freundliches Wort sagte. Die Musiker, ob gut oder schlecht, sahen Alle zu dem auf, der mit »Oper und Drama« der Musik neue und große Bahnen erschlossen. Hatte er sich auf die wilden Wasser der revolutionären Bewegung gewagt, die stürmische Fluth hatte ihn an keine unwirthsame Küste verschlagen. Die Lage politisch Exilirter in ihrer langen, herben Qual, mit ihrem hoffnungslosen Suchen nach Theilnahme, ihrem Anklopfen, das vielfach abgewiesen wurde, hat er in Zürich nicht gekannt. In Hamburg, in Paris und vorzüglich in London im Jahre 1840 habe ich Exilirte verschiedener Nationen gesehen, die in der ungeheuern Wüste umherirrten. Vielen namhaften Persönlichkeiten unter ihnen ist Lord Shaftesbury eine Vor-

sehung gewesen. Unter Denjenigen, die Deutschland ausgestoßen hatte, fanden sich Männer, die in Arbeit und Entsagung ihren Weg suchten und das Brot des Mitleids nicht wollten, das von fremden Nationalitäten gespendet wurde.

Ueber das Musikleben Zürichs zur Zeit, als Wagner hier lebte, habe ich kein sicheres Urtheil. Daß dieses, wie es damals war, dem außerordentlichen Manne, der das Höchste begehrte, nicht genügen konnte, ist natürlich.

Erst viele Jahre später ist durch den Capellmeister Hegar Aufschwung in das musikalische Leben Zürichs gekommen, so daß die hohen Leistungen des Orchesters und der Chöre möglich wurden, welche die Händel- und Bachfeier unserer Stadt unvergeßlich machen. Händel's Oratorien, Bach's Matthäus- und seine Johannes-Passion; des erhabenen Mannes Hohe Messe, Beethoven's Missa solemnis, Brahm's Requiem und seine Sieges-Hymne, Schumann's Faust — wie Vieles sonst noch habe ich in Zürich gehört! Hegar hat gezeigt,

was Ausdauer und fester Wille vermögen. Zürich ist eine Musikstadt geworden im edlen Sinn. Die großen Wandlungen der Zeit mögen auch hier zu dem, was geworden ist, beigetragen haben; aber Einer ist nöthig, der obenan steht und den Impuls gibt. — Es macht mir Freude, Hegar's Namen hier zu nennen.

Wie kein Andrer hat Wagner mit seinen Forderungen für das Musikdrama auf Orchester und Sänger anregend und aufregend gewirkt. Es ist jetzt zu hoffen, daß die hohe Kunst der Musik nicht, über Alles wegragend, vergesse, daß auch ihr zukommt, in Bescheidenheit der Natur zu wirken.

III. Wagner bei uns.

1855—1864.

Von dem Jahr 1855 an war Wagner weniger bei uns und wir öfter in Zürich. Wir hatten dort gemeinschaftliche Freunde. Auch Herwegh hatte jetzt seine Häuslichkeit; seine Frau und seine Kinder waren bei ihm in Zürich und viele Freunde aus Italien gingen in jenem Kreise aus und ein. Wagner wohnte mit seiner Frau in einem angenehmen Landhause außerhalb Zürichs in einer Gegend, die nicht wie heute durch vielen Anbau fast zur Vorstadt geworden ist. Es war eine Zeit fast verklärten Daseins für Alle, die in der schönen Villa auf dem grünen Hügel, auf dem auch Wagner's Wohnung stand, zusammenkamen. Reichthum, Geschmack und Eleganz verschönerten dort das Leben. Der Hausherr war ungehindert im Geben und Fördern dessen, was ihn interessirte,

voll Bewunderung für den außerordentlichen Mann, den das Schicksal ihm nahe gebracht. Die Hausfrau, zart und jung, voll idealer Anlagen, war mit Welt und Leben nicht anders bekannt, als wie mit der Oberfläche eines ruhig fließenden Gewässers; Meeresstille und glückliche Fahrt sollte ihre Lebensbarke tragen zu den Inseln der Seligen. Geliebt und bewundert von ihrem Mann, eine junge glückliche Mutter, lebte sie in Verehrung des Bedeutenden in Kunst und Leben, das ihr bis jetzt noch nicht mit der Macht des Genius in solchem Umfange des Wollens und Vermögens zu großen Leistungen vorgekommen war. Die Einrichtung des Hauses, der Reichthum des Besitzers machten eine Geselligkeit möglich, an welche Jeder, der sie genossen hat, gerne zurückdenken wird. So gestaltete sich ein anmuthiges Verhältniß, das unter wechselnden Stimmungen und Erlebnissen, auf Freundschaft und gute Regungen gegründet, wie unter einem reinen Himmel sich entfaltete.

Aber man erzählt von dem Neide der Götter, die von den Glücklichen Opfer verlangen. »Der Ring der Nibelungen« sollte auf dem grünen Hügel

nicht bis zum Fertigwerden gedeihen. Wagner ging nach Venedig, wo »Tristan und Isolde,« welche er in jener Zeit gedichtet, aber nur zum Theil musikalisch vollendet hatte, völlig ausgearbeitet wurden.

Seine Frau war leidend und bedurfte der Ruhe; sie lebte in Dresden, nachdem der Hausstand aufgehoben worden war. — In Zürich hatte Wagner ein Jahrzehnt zur Zeit der Vollkraft des menschlichen Lebens zugebracht und »im Schutze schnell gewonnener biederer Freunde« (wie er in den Mittheilungen an seine Freunde sagt) »Kraft zur öffentlichen Kundgebung gegen die Besieger der Revolution gewonnen, um ihnen den Titel des Herrenrechtes als Beschützer der Kunst abzusprechen.« Bei dem Stillleben, das er in Zürich führte, hatte sich der Gedanke über das Kunstwerk der Zukunft zu völliger Klarheit in ihm ausgebildet, in dem er das Zusammenwirken aller Künste verlangte zur Darstellung des »rein menschlichen Gehaltes« seiner Werke. Die »Nibelungen«, »Tristan und Isolde«, »Die Meistersinger« geben Kunde von der außerordentlichen Schaffenskraft, welche damals in ihm blühte.

Nachdem seine eigne Haushaltung aufgehoben worden, ist Wagner nicht wieder zu dauerndem Aufenthalte nach Zürich gekommen. — Wir haben ihn während einiger Jahre nur einmal bei uns gesehen. In Luzern hatte er einen Sommer sich aufgehalten und dort viel gearbeitet. Die Wanderstationen London, Paris und dann noch weiter bis Petersburg kann ich nicht verfolgen und richtig benennen. Auch nicht von seinen Erlebnissen während einiger Jahre, noch von seinem Vollenden angefangener Werke, weiß ich aus eigner Theilnahme zu sagen. Hin und wieder nur wurden Briefe zwischen uns gewechselt. Diese aber sprachen von Wagner's Seite, wie von der unsrigen aus, daß die Erinnerung an frohe Stunden, die wir in freundschaftlicher Geselligkeit miteinander verlebt hatten, uns werth geblieben war. — Ich glaube sagen zu dürfen als meine Meinung, daß der »biedere« Freund, der ihm in Zürich lebte, Hindernisse, welche den außerordentlichen Mann auf seiner schwierigen Künstlerlaufbahn hemmten, auch während seiner Wanderjahre aus dem Wege geräumt hat.

Im Jahre 1864 erhielt ich von Wagner, von dem wir glaubten, daß er in Wien sich wohnlich niedergelassen habe, einen Brief, welchen ich zur Erklärung der Situation an dieser Stelle abdrucken lasse:

Verehrte Freundin!

Ich bitte Sie, mit unsern Freunden darüber Rücksprache zu nehmen, ob sie es für möglich halten, für diesen Sommer mich bei sich aufzunehmen. Auf diese Weise könnte der Zweck meiner letzten Drangsale erreicht werden. Diese entstanden dadurch, daß ich, um ungestört bei meiner Arbeit bleiben zu können, der Nothwendigkeit einer größern Kunstreise in Rußland durch Aufnahme eines Kapitales von der Höhe der dort zu erzielenden Einnahmen, für dieses Jahr auszuweichen suchte. Die verderbliche Lage, in welche ich dadurch, daß dieses Geld nicht zu erlangen war, zuletzt, nachdem Rußland versäumt war, gerieth, steht im Begriff, sich beruhigend zu gestalten. Solchen, welche mich und meine Lage unter Augen haben, und aus der Nähe beurtheilen können, war es möglich, sie zu begreifen, zu entschuldigen, und somit auch Abhülfe dafür zu finden.

Da ich jedenfalls aber meine hiesige Niederlassung, wegen herausgestellter zu großer Kostspieligkeit derselben aufzugeben mich genöthigt sehe, handelt es sich zunächst darum, mir für die Zeit, welche ich noch zur Vollendung

meiner Meistersinger nöthig habe, ein hierzu dienliches ruhiges und anständiges Unterkommen zu verschaffen. Der rein sachlichen Lage nach wäre dieß am entsprechendsten im Hause der Familie W. . . . . zu finden. Wohl haben sich Bedenken gegen eine beständige Uebersiedelung dorthin geltend gemacht. Eine solche beabsichtige ich aber nicht. Nach Vollendung meiner Arbeit, welche bei gänzlicher Ungestörtheit mit Ende des bevorstehenden Sommers herbeigeführt werden kann, werde ich mich nach Petersburg wenden, wahrscheinlich um gänzlich dort zu bleiben: sollte ich mich zu diesem letzten, einer definitiven Uebersiedelung nach Petersburg, nicht entschließen, so würde ich dann, da ich der Anlehnung an eine Familie äußerst bedürftig bin, mich sehr wahrscheinlich zu eigenen Verwandten zurückziehen.

Jetzt gilt es dagegen nur ein schnell anzutretendes Asyl für die Fortsetzung meiner Arbeit, welche sonst hart daran sein dürfte, gänzlich und für immer, aufgegeben zu werden.

Da nun frühere Einladungen, für einige Zeit meinen Aufenthalt bei Ihnen zu nehmen, von meinen Freunden bisher noch nicht eigentlich zurückgenommen worden sind, knüpfe ich hieran den für mich höchst wichtigen, ja entscheidenden letzten Versuch zur Rettung meiner Arbeit.

Dem Ermessen der Frau W. . . . . ist es gänzlich überlassen, ob mein Arbeitszimmer im Hauptgebäude, oder in dem ehemals von mir bewohnten Nebenhäuschen

hergerichtet werden soll. Einige nöthige Meubles stehen mir noch zur Disposition, und sie könnten mit verwendet werden. Im Uebrigen erbitte ich mir nur Kost und Bedienung. In keiner Weise werde ich sonst lästig fallen.

Ich bitte Sie nun, schnell hierüber Mittheilung zu machen und wende ich mich an Sie, um vorerst zu erfahren, ob man überhaupt meinen Wunsch für erfüllbar hält.

Seien Sie herzlichst für die vielen und großen Beweise Ihrer Theilnahme für mich bedankt, und bewahren Sie mir, ich bitte, unter allen Umständen Ihre Freundschaft.

Penzing bei Wien, 14. März 1864.

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Es war zur Zeit nicht einzurichten, wie Wagner es gewünscht hätte, und er schrieb an meinen Mann, daß er in Freundschaft nach Mariafeld kommen wolle zu kurzem Aufenthalte, um von dort aus weitere Pläne und Wege zu bestimmen. Er folgte, ohne Antwort abzuwarten, dem Rechte alter Cameradschaft vertrauend, seinem Briefe so bald

nach, daß ich kaum Zeit gehabt hatte, die durch Winterkälte und Unbenutztheit unwohnlichen Gastzimmer unseres Hauses für ihn behaglich zu machen. Mein Mann war nicht zu Hause; wir pflegten fast jeden Winter einige Monate zu verreisen. Dieses Jahr traf es sich, daß meine gewohnte Reise nach Hamburg zum Besuche meiner Eltern von diesen bis später verschoben worden war. Meine Söhne waren bei mir; der eine hatte die Academie von Hohenheim hinter sich, der andere besuchte die Hochschule von Zürich als Student der Jurisprudenz im ersten Semester. Ihretwegen war ich gern und froh zu Hause geblieben. — Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ein kleiner Blick in den Orient hinein, mit wenig Mühe und Schwierigkeit verbunden, sei interessant für meinen Mann, und was mir hinterher von ihm erzählt werde, sei mehr Genuß nach meinem Sinn, als die Seereise, die ich doch nur schlecht ertrage. So hatte denn Wille sich der Reisegesellschaft nach Constantinopel angeschlossen, von welcher Fritz Reuter in den »meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti« erzählt. Reuter hat der braven »Tante Lining« ein warmes Wort in den

Mund gelegt, dem plattdeutsch redenden Freunde aus der Schweiz zu Ehren.

»Wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist bald allein,« das galt für Mariafeld und mich, die ich gern ohne mir fremde Menschen lebe. Meine Söhne hatten Freunde, die ich gern sah; Freiheit und Spielraum muß die Jugend haben: ich hatte mich herzlich auf diese Ferienzeit gefreut! Der Besuch des Freundes veränderte Alles.

Das Wetter war stürmisch und kalt trotz des nahen Frühlings, es that mir leid, daß Wagner ohne den belebenden Umgang des Hausherrn in dem einsamen Mariafeld aushalten sollte. Sein Aufenthalt bei uns ist ja auch durch kein einziges äußeres Ereigniß, das ich bedeutend nennen dürfte, erheitert worden. Ich hatte den werthen Gast so logirt und so eingerichtet, wie er es als Wunsch in dem Briefe, den ich mitgetheilt, ausgesprochen hatte. Er wollte arbeiten, völlig ungenirt sein, und ich hatte ihm sogar eigene Bedienung gegeben. Mancher Besuch aus Zürich, den Neugier und

Interesse hergeführt, als vernommen worden, der berühmte Mann weile in Mariafeld, wurde von mir abgewiesen; Wagner war nicht in der Stimmung, sich solchen Störungen anzubequemen. Er schrieb und empfing viele Briefe, er bat mich, keine Rücksicht auf ihn zu nehmen, ihn nicht weiter zu beachten, ihn in seinem Zimmer allein essen zu lassen, wenn mich dieses nicht zu sehr in der Haushaltung störe. Es war mir angenehm, dem Freunde nach Möglichkeit zu willfahren. Nach Zürich wollte er nicht; die Arbeit behagte ihm nicht, er ging aber viel allein spazieren. Ich sehe ihn noch auf der Terrasse unsers Gartens in seinem braunen Sammet-Talar mit dem schwarzen Barrett als Kopfbedeckung, als wäre er ein Patrizier aus den Bildern Albrecht Dürer's, hin und herschreiten.

Die Ruhe, die er nach Erlebnissen fataler Art nöthig hatte, sollte er bei uns haben; die Forderungen einer Natur wie die seinige, ließen sich nicht abweisen. Reizbare Nerven und das mächtig webende Leben der Phantasie machten ihm die Bedrängnisse jener Zeit zur Qual. Das verstand ich und vermied Alles, was ihn verletzen konnte; kein

bedeutender Mann lebe, — dies sprach ich als meine Ueberzeugung aus — der nicht im Kampfe mit widerstrebenden Gewalten oft kleinlichster Art sich durchgerungen habe, und schließlich sei er doch zu seiner Krone gekommen, beantwortete Wagner mit einem abweisenden Lächeln, aber er fühlte meine Absicht und diese verstimmte ihn nicht. Er war in einer Gemüthsverfassung, in welcher ein Sohn seine Mutter aufsucht, wenn er glücklich genug ist, diese noch zu besitzen. Der stärkste Mann braucht zuweilen ein Herz, das Unzufriedenheit und Klagen, ungerechten Zorn und schwer verhaltenen Aerger als vorübergehende Störung anhört. Wenn ich ihm mit dem »Großen« entgegentrat, das ihm in Glück und Unglück angehöre, und von dem unermeßlichen Reichthume sprach, der ihm verliehen sei, wogegen doch alles Widerwärtige, das er erlebe, nicht mehr bedeute als Wolken, die kommen und gehen, so ließ er sich den Trost gefallen.

Was soll ich von all' den Stunden sagen, in welchen der sonst so energisch wollende Richard

Wagner, unlustig zur Arbeit, sich gehen ließ und mir erzählte von Erlebnissen vergangener Tage, von Schicksalen und Menschen, die ihn öfter gehemmt als gefördert hatten! Er erzählte von seiner Kindheit und seiner ersten Jugend, als wolle er von dem Nachhalle peinlicher Eindrücke weg unter heitern Bildern sich erholen. Ich glaube, ich habe damals in manche Phase und Falte seiner innern Erlebnisse einen Einblick gethan. Er hatte immer Vertrauen zu mir gehabt; er wußte, daß ich herzlich gern helfen wollte, aber nur so, wie es mir recht und gut vorkam. Es ist schwer, wenn man den Boden thatsächlicher Wirklichkeit betritt, das, was man mittheilt, in die rechte Form zu bringen. — Ich habe es nie recht gefunden, was der Augenblick im Umgange mit Freunden gibt und zu andrer Zeit wieder aufhebt, als ein unumstößliches »Ja« und »Nein« des Charakters hinzustellen. Aeußerungen der gepeinigten, getäuschten Hoffnung, des Aergers, der stürmenden Phantasie, wie Wagner sie in seiner jetzigen Verstimmung vorbrachte, sind wie das unruhige Walten der Elemente in der Natur —, der Wind muß die Nebel ausein-

ander jagen, und dann sind wir wieder im Sonnenschein!

So war's denn auch Sonnenschein an manchem guten Tage, wo Wagner sich aufgelegt fühlte, in meinem Familienzimmer sich niederzulassen. Wer ihn gekannt hat, weiß wie herzenswarm und liebenswürdig er sein konnte. Die Söhne neben der Mutter wurden freundlichst beachtet. Er wußte ja, daß die »gute Frau«, wie er mich nannte, ihre Söhne wahrscheinlich über die ganze Götterherrlichkeit griechischer Jünglinge und gar über den nordischen Siegfried werth hielt! — Hübsch konnte Wagner necken und erzählen. Es hatte ihm in Wien gefallen, er nannte Wien die einzige musikalische Stadt Deutschlands.

Seine Wohnung in Penzing hatte er geschmackvoll und ihm zusagend eingerichtet. Er erzählte von dem Dienerpaar, Mann und Frau, welche ihm die Haushaltung gut besorgt hatten, von dem großen Hunde, dem prächtigen treuen Thier, das ihm hier fehle.

Die gute Stimmung war aber bald wieder vorüber. Es kamen Briefe, die ihn verstimmten.

Er zog sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück, und wenn er mich allein traf, strömte er sich aus in Worten, die im Hinblick auf die Zukunft selten heiter klangen.

Ich habe schon gesagt, daß ich nie Tagebücher geführt habe, aber Notizen in Erregung des Augenblicks habe ich rasch hingeworfen auf Papier, wie mir's eben vorlag, und diese Zettel finde ich als Wegweiser durch die Pfade der Vergangenheit. Das Wenige, was ich über jene Zeit hingeschrieben habe, ist aber eben das, was mein Gedächtniß bis zur Stunde wach und rege macht. Meine Notizen, nach Weise Jean Paul's in einen »Zettelkasten« eingesammelt, sind wie die weißen Steine, welche der Däumling im Kindermärchen beim Wandeln durch den Wald hingestreut hat, damit er den Weg zurück finde. Ohne diese Notizen würde ich wohl kaum so genau mehr wissen, was ich meiner Meinung nach, obgleich mehr als zwanzig Jahre seitdem vergangen sind, so sicher in meinem Gedächtniß finde, als wäre es erst gestern besprochen worden, wie ich es von Wagner und mir erzähle.

An einem Tage, wo ich den werthen Mann so verstimmt fand, daß ich nicht wußte, ob ich reden oder schweigen solle — und dieser war doch zu mir gekommen, und wartete, daß ich anfange und ihn etwas frage — dachte ich, es sei doch tief traurig, daß die festen, sichern Bande des Lebens, Familie, Geschwister, Jugendfreunde, auch die Frau, die er jahrelang gehabt, aus dem Dasein dieses wunderbaren Menschen eben jetzt gleichsam ausgelöscht schienen! Als er vor Jahren die Vorrede zu »Oper und Drama« uns vorgelesen hatte, saß seine damalige Frau dabei und hatte die harten Worte mit angehört, welche Wagner über das Unglück einer in der Jugend, unter armseligen Verhältnissen, geschlossenen Ehe sagt. Sie meinte damals: »Nun, ich habe Briefe genug, die beweisen, wer gewollt hat. Ich bin es nicht gewesen!«

Wagner hatte mit Lachen geantwortet: »Arme Frau, die mit einem Ungeheuer von Genie sich zurechtfinden sollte!« —

Jetzt hatte ich das Gefühl: »Wagner hat diese Frau doch in seiner Jugend lieb gehabt, mag sie tausendmal ihm nicht ebenbürtig sein. Er denkt

jetzt an ihr einsames Leben in Dresden! — Seine Pflicht, ihr das Nöthige zukommen zu lassen, drückt ihn neben anderen Sorgen seiner finanziellen Verwicklungen!« Er hatte mir den Tag zuvor von dieser Sorge gesprochen.

Er zog jetzt, weil ich schwieg, einen Brief hervor und sagte: »Hiermit ist, was ich Ihnen gestern klagte, überwunden. In Paris ist man so anständig, von Concerten, die im Freien gegeben werden, dem Componisten, dessen Compositionen man spielt, eine Tantième zukommen zu lassen!«

Dann fing er — plötzlich auflodernd an: »Unter meiner Frau und mir hätte Alles gut gehen können! Ich hatte sie nur zu heillos verwöhnt und ihr in Allem nachgegeben. Sie fühlte nicht, daß ein Mann wie ich, nicht mit gebundenen Flügeln leben kann! Was wußte sie von dem göttlichen Rechte der Leidenschaft, welches ich in dem Flammentode der aus der Götterhuld verstoßenen Walküre verkünde! Mit dem Todesopfer der Liebe tritt die Götterdämmerung ein!« — — —

Mit jedem Tage ward es mir deutlicher, irgend etwas Außerordentliches müsse eintreten, ein Glück müsse aus den Wolken niederfahren, auf dem gewöhnlichen Wege der Selbsthülfe und der Geduld könne dieser Kunstgewaltige nicht von dem Felsen loskommen, an welchen feindliche Götter ihn geschmiedet.

Was ich hier sage, läßt sich leicht aussprechen; es war aber zur Zeit, wo ich im tiefen Mitgefühl gleich den hülflosen Okeaniden Trosteslieder dem Gefesselten zu singen versuchte, schwer zu ertragen.

Ich hatte aus meines Mannes Bibliothek Gott weiß was Alles zusammengeholt und in Wagner's Stube aufgestellt: Werke über Napoleon, über Friedrich den Großen, sogar Werke deutscher Mystiker, die Wagner bedeutend waren, während er Feuerbach und Strauß als trockene Gelehrte zurückwies. Was ich eben wußte, das gab ich ihm in seliger Unbefangenheit zum Besten; erheitern konnte ich ihn aber nicht.

Ich sehe ihn noch in dem Sessel sitzen, der an meinem Fenster steht, wie damals, und ungeduldig zuhören, als ich ihm eines Abends von der Herr-

lichkeit einer Zukunft sprach, die doch ganz gewiß vor ihm liege. Die Sonne war eben in Glorie untergegangen, Erde und Himmel leuchteten und strahlten.

Wagner sagte: »Was reden Sie von der Zukunft, wenn meine Manuskripte im Schrein verschlossen liegen! Wer soll das Kunstwerk aufführen, das ich, nur ich unter Mitwirkung glücklicher Dämonen zur Erscheinung bringen kann, daß alle Welt wisse, so ist es, so hat der Meister sein Werk geschaut und gewollt?« — —

In Erregung ging er in der Stube auf und ab. Plötzlich vor mir stille stehend, sagte er: »Ich bin anders organisirt, habe reizbare Nerven, Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle, wie Ihr Meister Bach! — Ist es denn eine unerhörte Forderung, wenn ich meine, das bißchen Luxus, das ich leiden mag, komme mir zu? Ich, der ich der Welt und Tausenden Genuß bereite!«

So redend hob er wie im Trotz das Haupt. Dann saß er wieder im Sessel am Fenster und

sah vor sich hin. Was ging die Herrlichkeit der Aussicht ihn an und der Frieden der Natur? Es war nicht Alles Freude, während Wagner in Mariafeld weilte.

Es kam eine Zeit, wo ich die Tage zählte, bis zur Rückkehr meines Mannes. Vergebliches Anklopfen, wo man Eingang gehofft hatte, mißlungene Versuche, hülfloses Wollen und Nichtkönnen, — an solchen Unmöglichkeiten scheiterte mein Muth. Ich sah ein, daß auch ich Geduld haben und der Zeit vertrauen müsse, die Manches ändert und zu gutem Ausgang führt, was ohne Hoffnung scheint. — Eines Tages hatte der verehrte Gast bei mir anfragen lassen, ob ich schon für ihn sichtbar sei? Die Post hatte ihm einen lang erwarteten Brief aus Petersburg gebracht. Er hatte während seiner dortigen Concertleistungen, aus eigenen Werken bestehend, besondere Huld und Anerkennung bei der Frau Großfürstin Helene gefunden. Die geistvolle Dame hatte den außerordentlichen Mann ausgezeichnet; auch die Herzo-

gin von Leuchtenberg hatte mit dem Enthusiasmus ihrer Bewunderung Alles, was zur hohen Gesellschaft gehörte, zu gleicher Begeisterung und Theilnahme fortgerissen.

»Ich könnte wieder nach Petersburg und Moskau,« sagte Wagner, »das Publicum war bezaubert. Aber zum Concertvirtuosen bin ich nicht geschaffen. Die Großfürstin hatte mich ermächtigt, mich auf ihre thätige Freundschaft unter allen Umständen zu stützen, und nun dieser Brief, von einer Dame des Hofes in abweisender Form geschrieben! — — Der Finanznoth blasse Sorgen allüberall!« – »Ich meinte,« fuhr Wagner fort, »es müsse der Großfürstin lieb sein, das Versprechen einzulösen, das sie mir im Enthusiasmus gegeben hatte. In Petersburg sehen sie mich nicht wieder!« —

Ich gehe über eine Zeit hinweg, welche Wagner in einem seiner Briefe als den Calvarienberg bezeichnet, den er erstiegen haben mußte, um sich innerlich seines spätern Glückes werth zu fühlen.

Die Widerwärtigkeiten seiner Verhältnisse hat-

ten sich durch Kränkungen fühlbar gemacht, die ihn verfinsterten. Ich habe zu viel Achtung vor hohen Gaben des Geistes und Leistungen genialer Menschen, um nicht auch ihre Schwächen zu begreifen. —

Briefe gingen und kamen. Allmälig erst brach wieder Licht durch die verdüsterte Stimmung. —

Eines Tages sagte Wagner, der fest in den Morgenstunden gearbeitet hatte: »Ihre Resignationsweisheit, liebe Freundin, paßt nicht zu mir. Ich weiß, so gut wie Sie, von Erfahrungen zu reden, welche Sie als den Sieg des Unsichtbaren in des Menschen Seele über eine verführende Sichtbarkeit verehren. Ich weiß ja, wohin Sie wollen, wenn Sie mir sagen, das Bürgerstübchen gefalle Ihnen, in welches ich meinen Hans Sachs hinein setze. — Ich meine, ich habe ihm auch die andere Seite gegeben: Er steht auf der Wiese in freier Luft am Johannistage, während Stadt und Volk ihm zujubeln, weil er der Meistersinger ist! Die Welt wird sich verwundern, wenn sie die Töne und Accorde hört, die ich dem Meistersinger zu Ehren anschlage! — In mir ist Kraft und Ernst! — Echt deutsch ist mein Hans Sachs, so gut wie der

gemüthliche Bürgersmann, der das Lied von der Wittenbergischen Nachtigall Eurem Luther zu Ehren gesungen hat. — Meinen Meistersinger sollt Ihr hoch halten!«

Wenn Wagner sich auf diese Weise los rang von der Macht des verstimmenden Augenblickes, so schwand in mir jedes armseliges Mitleid. Ich hörte von Ferne Sieges-Fanfaren.

Zwar will ich nicht leugnen, daß ich manchmal voll Verlangen nach einem Zauberstabe aussah, der nicht fehlen durfte zum Erfolg und immer nicht zu finden war. Die einsamen Spaziergänge, das Briefschreiben, die Selbstbeförderung derselben auf die Post sollten wieder ihren Fortgang haben. Auch die wechselnden Stimmungen des Gastfreundes, welche Zerstreuung abwiesen und die Lust zur Arbeit gewaltig zurückdrängten, waren wieder da.

Eine Zeit der Ruhe schien endlich für Wagner gekommen zu sein. Er saß bei seiner Arbeit, und Niemand durfte ihn stören. Wenn er uns am Abend besuchte, war er liebenswürdig wie vor zwölf Jahren. Die Einförmigkeit der Tage und der Lebensweise in Mariafeld war ihm recht. Wir

hatten so lange jeden Besuch abgewiesen, daß Niemand mehr an uns zu denken schien.

Ich dachte nicht mehr mit einer Art von Neid an das Glück, für Leidende hülfreich, für Thätige fördernd eintreten zu können, nach meines Herzens Wunsch und Lust. Es schien ja Alles sich zurechtzuziehen. Da Wagner mir nichts mitzutheilen hatte und seine Arbeit fortging, fühlte ich mich glücklich mit meinen Söhnen. Zur Erheiterung wurde mancherlei von uns geplant und von ihnen ausgeführt. Plötzlich waren aber wieder fatale Briefe eingetroffen. Wagner legte abermals seine Arbeit zusammen. Die alte Freundin war jetzt nöthig; Vieles wurde ihr mitgetheilt. —

Das Wetter war so, daß man auf die Höhen konnte, Wagner ging mit mir, so weit ich mochte. Er war leidend, sollte sich Bewegung machen. Er trank Vichy-Wasser und hatte schlaflose Nächte.

Wenn er in seinem Zimmer ruhte, hatte er einen Band von Schopenhauer in den Händen.

»Niemand ist tiefer als ich in den Geist dieses

Philosophen eingedrungen,« so sagte er zu mir. Wille pflegte ihn jedes Jahr in Frankfurt zu besuchen. —

»Erinnern Sie sich,« sagte Wagner, »was er mir einmal als Gruß von Schopenhauer mitbrachte? ‚Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu!‘ Meinen Sie, ich hätte dieses dem Philosophen nachgetragen? Gottfried Semper wollte nie Etwas hören von Schopenhauer's Philosophie. Sie vernichte alles künstlerische Wirken, meinte dieser. Meine Werke sprechen vom Gegentheil! Semper konnte das Kleinliche nicht gelten lassen. In stolzen, würdigen Formen wollte er seine Größe als Baumeister zeigen. Ich habe dasselbe im Sinn mit meinen Werken. Hierin sind wir Eins.« Plötzlich fuhr er auf und sagte: »Das können Sie mir glauben, Freundin, es ist eine elende, erbärmliche, jeder Größe feindliche Welt, mit welcher unser Einer sich abfinden soll.« —

Es war ein seltsam schöner klarer Morgen. Wagner hatte gut geschlafen und machte, was Wille, auf dessen nahe Rückkehr wir jetzt hofften, einen Gesundheitsmarsch zu nennen beliebt. Er fand mich beschäftigt mit allerlei Handarbeit und fragte, was ich denn vorhabe. — »Frühlingsarbeiten« — sagte ich — »bald muß das ganze Haus geputzt und gewaschen werden.« — »Frühlingsarbeiten,« sagte Wagner, »ich meinte das sei Veilchenpflücken.«

»Wenn man zu alt ist zum Veilchenpflücken,« sagte ich, — nützliche Arbeit ist auch was werth.« —

Wagner fand meine Frühlingsarbeiten so wenig graziös, daß er mich »Frikka« nannte.

Trotzdem hatte er Platz genommen, und während er zusah, wie ich nähte, erzählte er, daß er eine böse Nacht gehabt habe; nur der Sonnenschein und die reine Luft auf unsern Berghöh'n habe ihn wieder aufgefrischt. Er habe die ganze Nacht mit König Lear zu thun gehabt, den seine Töchter ins Elend gejagt, während er mit königlicher Großmuth sie mit seinem Hab' und Gut beschenkt hatte. Im Sturm und Gewitter habe er sich die ganze Nacht auf der Haide herumgetrieben; er selbst

sei der König Lear gewesen. Der Narr habe ihm Hohnliedchen gesungen, der arme Bettler Edgar habe als der blöde Toms gewimmert, »es sei ihm kalt.« Lear mit seiner königlichen Seele habe seinen Fluch in Nacht und Sturm hinausgeschleudert und sich groß und elend gefühlt, aber nicht erniedrigt. »Was sagen Sie, Freundin, zu solchem Erlebniß, wo der Mensch sich identisch fühlt mit dem, was der Traum ihm vorzaubert?«

Es gibt Stimmungen und Erregungen des Gemüthes, wo man nicht Worte, sondern Töne sucht. Solange Wagner bei uns war, hatte ich mein Klavier nicht berührt, so sehr ich danach verlangte. Der Gedanke an den großen Meister, der mich hören könnte, lähmte mich, so daß ich lieber meinen musikalischen Phantasien nicht den Spielraum gab. — Für mich ist die Musik eine wunderbare, unerklärliche Macht. Man möchte bei der räthselhaften Natur ihrer Offenbarungen an die Deutung glauben, daß der Mensch in seinem sterblichen Leibe eine Seele trägt, die alles Schöne,

alles Göttliche ihrem Ursprunge nach kennt, und die, von den Fesseln dieser Welt gebunden, ihren Weg zurücksucht in die Heimath. Vieles von dort hat sie vergessen, aber wenn sie in Sehnsucht und Ahnung sich aufschwingt, wenn sie ihre Klage seufzt und die Schmach ihrer Verbannung fühlt, wenn die Glorie ihres Ursprungs über sie kommt, so bricht die Muttersprache hervor, die in den Tiefen ihres Wesens schlummert.

Von diesem, das Wagner besser wissen mußte als ich, hätte ich natürlich nie mit ihm geredet. Aber ich erzählte ihm, wie ich einmal in großem Schmerz, als ich gemeint, nun sei mir Alles dunkel geworden, die Matthäus-Passion gehört habe, nicht in höchster Vollendung der Aufführung, denn damals war Bach halb vergessen; aber wie erhaben, wie befreit, wie licht und sanft, wie über Leid und Schicksal erhoben hatte ich mich gefühlt! — »Sie arme Frau,« sagte Wagner, »warum habe ich Ihnen all' diese Zeit keine Musik gemacht? Heute noch sollen Sie haben, was Sie freut« und — er spielte mir die Scene aus »Tristan und Isolde,« wo Nacht und Tod gefeiert werden in unaussprech-

licher Sehnsucht der Liebe. — »Schon die Alten,« sagte Wagner, »haben dem Eros als dem Genius des Todes die gesenkte Fackel in die Hand gegeben!«

Von dieser Zeit an hat Wagner manchmal mir zum Genuß gespielt; der Flügel in unserm Saale war ihm angenehmer als das Piano in seinem Zimmer.

An einem Vormittage drangen mächtige Accorde aus dem Saal in mein Wohnzimmer herein. — Ich öffnete leise die Thür und hielt den Athem an, um näher gehend zu hören, was aus des Meisters Kraft gleichsam wie aus dem ersten Guß mir kam. Um nichts in der Welt würde ich ihn gestört haben. Es war mir, als fühle ich ganz unmittelbar die Macht großer künstlerischer Herrschaft über einen widerstrebenden Stoff. — Was war es, das mir Phantasie und Geist so mächtig erregte? — Erst Finsterniß — plötzlich stellte sich ein lichter Gedanke ein — rasch aufblitzend leuchtete Freude durch die Seele. — — Lautlos wie ich gekommen war, so ging ich wieder. Mit Wagner sprach ich nicht von dem Eindruck, den das, was ich gehört,

auf mich gemacht hatte. — Einige Tage später bat er mich, daß ich ihn auf seiner Stube besuche. Er zeigte mir Manuscripte, die in ihren Mappen lagen und den ganzen Abend widmete er mir. Ich bewunderte die Arbeitskraft, die eleganten Abschriften von seiner Hand — und gar die kleinen mit ganz feinen Noten ausgeführten Skizzen — da lagen sie wie Blumen der Schönheit in der Knospe.

Ich sah den Mann, der so reich, so mächtig schaffen konnte, mit einer Mischung von Ehrfurcht und Bewunderung an. — — Hiermit ist der Inhalt meines Zettelkastens ausgeleert, und was ich noch weiter gebe, muß ich ohne Halt in meinem Gedächtniß finden.

Als in den letzten Wochen von Wagner's Aufenthalt in Mariafeld der Hausherr wieder da war, als Frühlingswetter eintrat und Heiterkeit in der Natur, verlor sich auch die düstere Stimmung im Hause. Eine gewisse gesunde Kraft machte sich geltend, die feste Hausordnung, das Innehalten bestimmter Stunden, das Unumstößliche in Ein-

richtungen und Verhältnissen des Familienlebens, wie mein Mann es forderte trotz aller Rücksicht für den Gast, den er werth hielt, gab mir einen Halt, der Allen zu gute kam. Wagner fühlte sich anders im Umgange mit dem fest in sich begründeten Manne, der jetzt aus Welt und Leben Neues brachte, als in der Abgeschiedenheit, welcher er sich hingegeben hatte. Die Theilnahme, wie sie unter Männern ist, zeigt sich nicht in Gefühlsäußerungen, sondern mehr in Anregung praktisch fördernder Entschlüsse. Wagner suchte jetzt Freunde in Zürich auf; es wurde sogar eine heitere Gesellschaft in unserem Hause verabredet. Es war, als breche neues Leben hervor aus der Winteröde, wir saßen in der offenen Veranda unter dem keimenden Grün. — Es mußte etwas Erfreuliches eingetreten sein, das unsern lieben Gast heiter stimmte. Was es auch sein mochte, es that mir wohl. Nicht nur die Eltern, auch die »Jünglinge«, wie er die Söhne nannte, schienen ihm angenehme Gesellschaft. »Stürzen wir uns in die Tiefen der Sinnlichkeit«, sagte er einmal, wie ehemals bei heiterer Zeit in Mariafeld, wenn Herwegh und gute Bekannte da waren,

und der Mittagstisch, an dem er Theil nahm, mit besonderer Sorge von mir ausgestattet worden.

Eines Nachmittags wurde ein Spaziergang unternommen. Bei der Rückkehr gegen Abend wurde ein Packet Briefe in Wagner's Hand gegeben. Er theilte mir stehenden Fußes mit, daß er am nächstfolgenden Tage abreisen werde.

Den Abend sahen wir ihn nicht. Am andern Morgen sagte er zu meinem Mann: er müsse zuerst zur Stärkung seiner Gesundheit eine Heilquelle aufsuchen. Dann wolle er die Theater von Stuttgart, Karlsruhe, Hannover kennen lernen und sehen, ob dort eine Aufführung seiner Werke möglich sei. Die Einrichtung zu seiner Abreise sei getroffen, einen Theil seiner Sachen lasse er gerne bei uns zurück.

»Ich werde wiederkommen und bei Ihnen anfragen, ob Sie mich als Nachbar auf die Dauer haben wollen.« Zu mir sich wendend, sagte er, es schwebe ihm vor, als Aussicht für den Sommer, daß er in dem leerstehenden Nebenhause sich niederlassen möchte. »Bülow und seine Frau werde ich Ihnen zum Sommer bringen; dann sollen Sie

Musik hören, wir wollen der lieben Frau Freude machen.« —

Wille war erstaunt und sagte nicht Nein, nicht Ja. Ich war fast angstvoll befangen. Was war denn vorgefallen, daß Wagner so plötzlich fort wollte? Ich fragte nicht. — Was bedeutete sein Plan? Er konnte ja wissen, daß wir kein Haus zu vermiethen haben!

Als Wagner am Abend mich allein traf, trat er zu mir und sprach mit feierlichem Ernst: »Freundin, Sie kennen den Umfang meiner Leiden nicht, nicht die Tiefe des Elends, das vor mir liegt.« — Seine Worte erschreckten mich. Indem ich ihn ansah, ich weiß nicht, was plötzlich über mich kam und mit seltsamer Zuversicht erfüllte: »Nein,« sagte ich, »nicht eine Tiefe des Elendes liegt vor Ihnen! Es wird sich Etwas ereignen! Was? das weiß ich nicht; aber es wird gut sein, anders als Sie meinen. Haben Sie doch Geduld, es wird zum Glücke führen!« —

Am folgenden Morgen reiste Wagner weg von Mariafeld. Er hatte gut geschlafen und war in heiterer Stimmung. Als er zum Frühstück kam,

erzählte er, daß er zu dem Dorfbarbier, der bei seiner Toilette den Kammerdiener machte und ihn rasirte, gesagt habe: »Ja, ja, mein Lieber, es hilft nichts, ich muß jetzt abreisen, Sie sind mir gar zu theuer.« Worauf der Mann gemeint, darum solle doch der Herr nicht abreisen, er wolle es gerne billiger thun. — Wagner war hierüber belustigt und meinte, ich müsse jetzt auch die Leistungen des herrlichen Musikus ohne ihn genießen, der Abends auf seiner Clarinette: »Rufst du mein Vaterland« zu blasen pflegte.

Wir sahen dem Dampfschiffe nach, das den Mann, der eine ihm eigene Welt in sich trug, von uns weg in die Ferne führte.

Schon von Basel aus am selben Abend schrieb Wagner einen kurzen Gruß an Mariafeld: »Er werde wiederkommen; ich solle ihm die Wohnung und meine Freundschaft bewahren.«

Ich schrieb nicht ohne Schmerz, aber mit Ehrlichkeit auf der Stelle an ihn nach Stuttgart, wohin er uns die Adresse gegeben, daß ich seinen Plänen nicht zustimme; Anderes liege vor für uns — Anderes liege vor für i h n.

Zwei Tage später erschien der Privatsekretär des Königs von Bayern, Herr von Pfistermeister, in Mariafeld. Wille, der von München her mit diesem Herrn persönlich bekannt war, wunderte sich nicht über dessen Besuch bei der Durchreise. Nachdem die zwei Herren den Kaffee und die Cigarren im Freien genossen hatten, wurde meinem Manne die vertrauliche diplomatische Mittheilung gemacht, daß ein Abgesandter Seiner Majestät des Königs von Bayern Mariafeld heimgesucht habe, weil er gehofft, demjenigen hier zu begegnen, den er umsonst in Wien gesucht hatte.

Denselben Abend reiste der Abgesandte, der nun die richtige Adresse hatte, nach Stuttgart, und was sich weiter ereignet hat, ist in den Briefen Wagner's, die nun folgen, verzeichnet. —

Liebe theure Freundin!

Ich antworte Ihnen kurz, weil ich Ihnen schon so viel gesagt habe. — Ihr Wunsch, mich nicht wieder in Mariafeld zu sehen, trifft mit meinem eigenen Gefühle hiervon zusammen. Lassen wir diese stürmische Fiebernacht, die selbst der lieblichste Sonnenschein von außen nicht erhellen wollte, beendigt sein, und decken wir einen

Schleier über die wechselnden Gebilde, welche sie hervorbrachte. Auch mein nächstes Schicksal ist noch ungewiß; doch empfiehlt ein befragter Arzt mir Cannstadt: die Familie Eckert ist mir angenehm und nicht unwichtige Beziehungen dürften sich an ein zu Baron Gall, Intendanten des hiesigen Hoftheaters, angetretenes Verhältniß knüpfen. Wir wissen, daß die christliche Tugend der Hoffnung mir meistens zum Verderben gereicht, wenn ich mich ihr hingebe. Eine Opernvorstellung, der ich gestern seit lange zum ersten Male wieder beiwohnte, hat mich tödtlich verstimmt.

Grüßen Sie Ihre Schwester innigst von mir! Verzeihen Sie mir mit ihr die unsäglichen Beunruhigungen, die ich Euch, theure Frauen, verursachte.

An Wille schreibe ich noch, um ihn von meinem Entschluß, Mariafeld aufzugeben, freundschaftlich zu benachrichtigen.

Schreiben Sie mir, ich bitte, einmal von Hamburg: adressiren Sie nach Stuttgart, bei Kapellmeister Eckert.

Leben Sie wohl, theure edle Freundin! Nie wird mein wärmstes Dankgefühl erkalten: nie! —

Von tiefstem Herzen

Ihr

Richard Wagner.

Stuttgart, 2. Mai 1864.

München, 4. Mai 64.
Bairischer Hof.

Theuerste Freundin!

Ich wäre der undankbarste Mensch, wollte ich Ihnen nicht sofort mein grenzenloses Glück melden!

Sie wissen, daß mich der junge König von Baiern aufsuchen ließ. Heute wurde ich zu ihm geführt. Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Gluth der ersten Liebe: er kennt und weiß Alles von mir, und versteht mich wie meine Seele. Er will, ich soll immerdar bei ihm bleiben, arbeiten, ausruhen, meine Werke aufführen; er will mir Alles geben, was ich dazu brauche; ich soll die Nibelungen fertig machen, und er will sie aufführen, wie ich will. Ich soll mein unumschränkter Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich und sein Freund. Und dieß versteht er Alles ernst und genau, wie wenn wir beide, ich und Sie, mit einander sprachen. Alle Noth soll von mir genommen sein, ich soll haben, was ich brauche — nur bei ihm soll ich bleiben.

Was sagen Sie dazu? — Was sagen Sie? — Ist es nicht unerhört? — Kann das anderes als ein Traum sein? —

Denken Sie sich, wie ergriffen ich bin!

Tausend herzliche Grüße! Mein Glück ist so groß, daß ich ganz zerschmettert davon bin. Von dem Zauber

seines Auges können Sie sich keinen Begriff machen: wenn er nur leben bleibt; es ist ein zu unerhörtes Wunder!

Herzliche Freundschaft an Wille und die Jünglinge.

Stets

Ihr dankbarer

Richard Wagner.

Nichts verbreiten! Nichts in die Zeitungen! Alles ist intim und soll es bleiben! —

Starnberg in Bayern, 26. Mai 1864.

Theure, liebe, verehrte Freundin!

Wohl muß ich bezweifeln, daß dieser Brief Sie noch in Mariafeld trifft, doch nehme ich an, er werde Ihnen nachgesandt werden. Eigentlich schreibe ich Ihnen nur, um in Ihnen den Gedanken, als könnte ich gegen Sie undankbar werden, nicht aufkommen zu lassen. Die schrecklichen Geburtswehen meines Glückes hatte ich bei Ihnen zu überstehen, und Sie waren mir Geburtshelferin: wir sahen und fühlten nur die Nöthen und Aengsten dieser Geburt; so mag es wohl auch bei Müttern ein Prozeß auf Leben und Tod sein, bei welchem der Gedanke an das zu Gebärende unmittelbar ganz verschwindet, und die Schmerzen allein als Realität übrig bleiben. Doch begreife ich kaum, wie ich das Alles überstanden hätte, und endlich, ohne doch irgend eine ersicht-

liche Hoffnung vor mir zu haben, im Ganzen doch in gefaßter und erträglicher Stimmung von Ihnen Abschied zu nehmen im Stande gewesen wäre, wenn nicht in meinem tiefsten Grunde ein Bewußtsein gewesen wäre, ungefähr der Art, als ob ich durch meine unerhörten Leiden mir nun wenigstens ein Anrecht höherer Bedeutung erworben hätte, und zwar ein Anrecht, welches, wenn es selbst von der Welt nicht erfüllt würde, mich desto höher über die Welt erhöbe, und so, selbst im tiefsten Elende, mich innerlich zu einem geweihten, seligen Menschen mache.

Daß ich ein Recht habe, meine Leiden so hoch anzuschlagen, müssen Sie, Theure, mir bezeugen können. Bedenken Sie, bis zu welcher Tiefe ich erniedrigt war. Weiter konnte es doch nicht kommen? Und wahrlich — so weit kam es! — Sehen Sie, Liebe, Theure! diese tiefste Demüthigung hat mich endlich erhoben: ich fühlte, daß nun dieß möglich war, ich dieß ertragen, und dennoch mild und freundlich bleiben konnte, es mit mir eine höhere Bewandtniß haben müsse. Blitzartig durchzuckte es mich, daß nun der Vorhang plötzlich sich heben und ein wundervolles Glück sich mir zeigen müßte. Ihnen war es auch so, deutlich sprachen Sie es aus. Gestehen Sie, wir Beide waren wie Gott begeistert. Freundin, und dieses Gefühl meine ich: ob der Vorhang sich schon im Leben erhob, oder erst mit dem Tode, wahrlich, das gilt mir gleich: daß er sich heben würde, das wußte ich. — So kam es, daß, als mein wunder-

volles Glück eintrat, ich gar nicht erschrak: seiner selbst war ich gewiß gewesen, nur daß es so drastisch schnell, gerade jetzt, ja an diesem Tage, in dieser Stunde eintrat, das machte mich erstaunen. Der Abgesandte war bei mir, als soeben Briefe aus Wien eintrafen, welche die in Folge des heillosen Schrittes meiner bevollmächtigten Freunde eingetretenen allerwiderwärtigsten Vorgänge berichteten, so daß ich schnell mich entschied, sofort nach Wien abzureisen. Mein Abgesandter begleitete mich nach München, wo ich, da der rechte Zug versäumt war, übernachten mußte, und andern Tags früh durch schreckliches Unwohlsein an der Weiterreise für diesen Tag verhindert wurde. Doch raffte ich mich soweit auf, am Nachmittag den jungen König zu besuchen. Sogleich war Alles klar und bestimmt: der Vorhang war aufgezogen. Nach einigen Tagen setzte ich meine Reise nach Wien erst fort; was zwar nur die verzweifelte Energie mit persönlicher Aufopferung hätte erreichen können, war nun zu ordnen ein leichtes Geschäft. Ich kehrte mit meiner Dienerschaft und meinem treuen Hunde zurück in meine neue letzte Heimath, wo ich nun, getragen von der göttlichsten Liebe, das wundervolle Glück genieße, das wir in jener Mariafelder Fiebernacht geboren.

Zweifeln Sie hierüber nicht, Theure. Es ist dieß Glück, welches einzig voll und ganz all' den Leiden entspricht, die ich bis in das äußerste Elend hin erdulden mußte. Ich fühle, daß, wäre es nie eingetroffen, ich doch seiner werth gewesen wäre: und dieß giebt mir die

Sicherheit seiner Dauer. Wollen Sie aber noch außerdem die Bestätigung der göttlichen Abkunft dieses Glückes kennen lernen, so erfahren Sie nun. In dem Jahre der ersten Aufführuug meines »Tannhäuser« (des Werkes, mit dem ich meinen neuen, dornenvollen Weg betrat), in dem Monate (August), in welchem ich zu so übermäßiger Produktivität mich gestimmt fühlte, daß ich den »Lohengrin« und die »Meistersinger« zu gleicher Zeit entwarf, gebar eine Mutter mir meinen Schutzengel.

In der Zeit, wo ich in Luzern meinen »Tristan« beendigte, mich unsäglich mühte, die Möglichkeit einer Niederlassung auf deutschem Boden (Baden) mir zu gewinnen, und endlich verzweiflungsvoll mich nach Paris wandte, um dort in Unternehmungen mich abzumühen, die meiner Natur zuwider waren, — damals wohnte der 15jährige Jüngling zuerst einer Aufführung meines »Lohengrin« bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung, wie mir jetzt, offen eingesteht, i ch sei sein eigentlicher einziger Erzieher und Lehrer gewesen. Er verfolgt meinen Lebenslauf und meine Nöthen, meine Pariser Widerwärtigkeiten, mein Verkommen in Deutschland, und nährt nun den einzigen Wunsch, die Macht zu gewinnen, mir seine höchste Liebe beweisen zu können. Das einzige, wirklich verzehrende Leiden des Jünglings war, nicht zu begreifen, wie er seiner stumpfen Umgebung

diese nöthige Theilnahme für mich abgewinnen sollte. Im Anfang März dieses Jahres, ich kenne den Tag, ward mir das Mißlingen jedes Versuches, meiner zerrütteten Lage aufzuhelfen, klar: allem dem, was so abscheulich unwürdig eintraf, sah ich offen und hilflos verzweifelnd entgegen. Da — ganz unerwartet — stirbt der König von Bayern, und mein mitleidvoller Schutzengel besteigt — gegen alles Schicksal — einen Thron. Vier Wochen nachher ist bereits seine erste Sorge, nach mir auszusenden: während ich den Leidensbecher unter Ihrer Schmerzenshilfe bis auf die untersten Hefen leere, sucht mich der Abgesandte bereits in meiner herrenlosen Wohnung in Penzing auf; er muß dem liebenden König einen Bleistift, eine Feder von mir mitbringen. — Wie und wann er mich endlich traf, wissen Sie. — Theure, hier ist kein Zweifel möglich: — Das war es und das ist es! — Ach! endlich ein Liebesverhältniß, das keine Leiden und Qualen mit sich führt! Wie mir es ist, diesen herrlichen Jüngling so vor mir zu haben! Zu meinem Geburtstage schenkte er mir das schöne Oelporträt, zu dem er eigens für mich gesessen. Dies wundervolle Bild belehrte mich, nun auch Anderen zur Evidenz zu zeigen, daß ich »Genie« habe: da, blickt hin, hier habt ihr mit Augen meinen »Genius« vor Euch! —

Mir versicherte ein vertrauter Freund des Königs, daß ihm dünke, der Jüngling sei so ernst und streng in den Regierungsgeschäften, nur um Niemand Einfluß und sich die vollste Freiheit zu verschaffen, seiner Macht

sicher und gewiß, in höchster Unabhängigkeit seiner Liebe für mich nachleben zu können. Er ist sich ganz bewußt, wer ich bin und wessen ich bedarf: nicht ein Wort hatte ich wegen meiner Stellung zu verlieren. Er fühlt, eine Königsmacht müsse wohl dazu genügen, jedes Gemeine fern von mir zu halten, mich ganz meiner Muse zu übergeben, und jedes Mittel herbeizuschaffen, meine Werke aufzuführen, wann und wie ich es wünsche. Er hält sich jetzt meistens hier in einem kleinen Schloß in meiner Nähe auf; in 10 Minuten führt mich der Wagen zu ihm. Täglich schickt er ein- oder zweimal. Ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreißender Umgang. Dieser Drang nach Belehrung, dieß Erfassen, dieß Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zu theil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen; so sitzen wir oft Stunden da, Einer in den Anblick des Andren verloren. Er prahlt nicht mit mir: wir sind ganz für uns. Wollte ich — so sagt man mir — so stünde mir der ganze Hof offen: Er würde mich nicht begreifen, wenn ich da nach einer ehrgeizigen Rolle verlangte. So schön und echt ist Alles. — Wie leicht wird es mir so, nach jeder Seite hin zu beruhigen: man merkt mich nicht, Niemand beinträchtige ich; Alles, was wir Beide innerlich verachten, geht ruhig seinen Gang fort; wir kümmern uns nicht darum. Allmälig wird mich Alles lieben; schon die nächste Umge-

bung des jungen Königs ist glücklich darüber, mich so zu finden und zu wissen, weil Jeder sieht, mein ungeheurer Einfluß auf das Gemüth des Fürsten kann nur zum Heil, Niemand zum Nachtheil ausschlagen. So wird täglich in uns und um uns Alles schöner und besser! —

Dies ist mein Glück, Freundin! Zweifeln Sie daran, daß es das Rechte ist? Das Rechte, ja — das Rechte mußte es sein: nun sollt Ihr sehen, wie es dauert und wie Alles gedeiht. Zweifeln Sie nicht! —

(Einige Tage später geschrieben.)

Wenn mich Eines in meinem Leben unheilbar trostlos verstimmt und betrübt hat, so ist dies eine Eigenschaft der »Welt«, gegen welche Unsereines eben gar nichts vermag. Das ist der Dünkel der Philisterseele auf ihre »praktische Klugheit«, und die, oft gemüthlich lächelnde Anmaßung, den seltenen, unbegriffenen tiefen Geistern gegenüber, einzig klug und weise zu sein. Diese abscheuliche Klugheit, diese lächerliche Mattigkeit im Begreifen und Würdigen der Dinge des Lebens, welche dem phantastischen Tollkopfe gegenüber dann und wann Triumphe feiert, zerfällt, genau genommen, dem eigentlichen tieferen Geiste gegenüber, in den nur thierischen Instinkt zum Auffinden des gerade heute Nützlichen und Nöthigen; da der tiefere Geist oft absichtlich — eben um sich im weiteren Blick nicht stören zu lassen — dieß unmittelbar Nöthige häufig übersieht, erscheint er jener praktischen Weltintelligenz sinnlos und

absolut unverständlich. Das müssen wir uns nun gefallen lassen, daß die Welt, die wir sehr wohl begreifen, uns nicht begreift, und unser unpraktisches Wesen zu bemitleiden sich erlaubt. Wenn dies Verhältniß aber auf das Gebiet der Moralität hinüber tritt, der Philister sich für einzig sittlich hält, bloß weil er die wahre Sittlichkeit gar nicht begreift und gar kein Gefühl dafür hat, wird uns die Nachgiebigkeit und das ironische Zugeständniß des Rechthabens auf der andern Seite schwierig: Wenn aber gar ein weibliches Gemüth allen Instinkt der Liebe so vergißt, daß sie von dieser philister-sittlichen Ansicht aus den Gegenstand ihrer Liebe beurtheilt, bemitleidet und — ermahnt, so ist es nicht mehr zum Aushalten. Es ist mir zum strafenden Schicksal geworden, mein eigenes Weib durch übergroße Nachgiebigkeit in der Weise verwöhnt und verzogen zu haben, daß sie endlich in sich selbst allen Halt zu einigem Gerechtwerden gegen mich verlor. Die Folge hat sich gezeigt. — — —

Wo sind Sie jetzt, Liebe? Schreiben Sie mir einmal wieder? Ich bin hier ganz einsam: noch fehlt mir etwas Hausumgang, vielleicht bekomme ich Cornelius her. Ob ich dem »Weiblichen« ganz entsagen werde können? mit einem tiefen Seufzer sage ich nein, daß ich es fast wünschen müßte! — Ein Blick auf sein liebes Bild hilft wieder! Ach, dieser Liebliche, Junge! Nun ist er mir doch wohl Alles, Welt, Weib und Kind!

Tausend innige Grüße! Ewig Ihr

R. Wagner.

Starnberg in Bayern, 30. Juni 1864.

Liebe theure Freundin!

Ich bin sehr müde und leide an dem Erlebten: nun die Aufregung schwindet, tritt der Schmerz, wie bei Wunden hervor. Nicht so schnell, als Sie vermuthen könnten, werde ich wieder bei meiner Kunst sein. Die Vorstellung, wie es jetzt um mich stehen würde, wenn dieses Eine, Unerwartete mir nicht begegnet wäre, macht mich noch immer erstaunen; denn Alles, was ich erwarten zu dürfen glaubte, ist und wäre jämmerlich ausgeblieben! Das übersehe ich jetzt und schaud're. — Meine Einsamkeit ist furchtbar. Nur wie auf höchster Bergesspitze kann ich mit diesem jungen König mich erhalten. Die Verlassenheit meines Hausstandes, die Nöthigung, mit Dingen, für die ich wirklich nicht gemacht, mich noch immer einzig selbst zu befassen, lähmt meine Lebensgeister: ich hab' jetzt wieder umzusiedeln, ein Hauswesen einzurichten gehabt, um Messer, Gabel, Schüsseln und Töpfe, Bettwäsche u. s. w. mich zu bekümmern gehabt. Ich Verherrlicher der Frauen! Wie überlassen sie mir so freundlich dafür ihre Besorgungen. —

Liebste, das Schönste in Ihrem schönen Briefe ist die Andeutung Ihres Besuches! Auf ihn hoffe ich nun, und schreibe Ihnen daher nichts mehr, was meiner Müdigkeit recht zu Statten kommt. Sie würden herrlich bei mir wohnen können: ich hab', weil's nicht anders

ging, ein ganzes großes Haus für mich, und Sie sollen Alles zu Ihrer Bequemlichkeit finden. Bringen Sie noch einen Schreiber mit und diktiren Sie an Ihrem versprochenen Roman aus der Serviette. Wir müßten uns doch nun noch einmal ordentlich aussprechen: wer weiß wenn es je wieder geschieht! Ich stürbe jetzt so gern! —

Gestern ist Frau v. Bülow mit 2 Kindern und Kindermädchen angekommen: der Mann kommt nach. Das belebt etwas, doch bin ich so eigen, daß nichts rechten Eindruck mehr machen will. Vielleicht ist nur das schlechte Wetter daran Schuld — meinen Sie nicht auch? Wir Künstler nehmen doch sonst nicht Alles so ernst! Nun, das werden wir finden. Kommen Sie nun bald, und bleiben Sie lange. Von meinem jungen König nur dies Eine, daß, wenn ich wirklich nicht ganz und voll glücklich bin, an ihm es nicht liegt. Von der Herrlichkeit dieses Verhältnisses haben Sie doch gewiß noch keinen vollen Begriff. Den sollen Sie auch bei mir erhalten; kurz — das männliche Geschlecht hat sich durch diesen Vertreter vollständig bei mir rehabilitirt. —

Das werden Sie Alles sehen! — Adieu! Liebe, Theure Angst- und Sorgenvolle, Tiefblickende! — Tausend Dank für Ihre Freundschaft!

Von Herzen

Ihr

R. Wagner.

Starnberg, 9. Sept. 1864.

Liebe theure Freundin!

Ich komme wieder einmal zu Ihnen, um mit Ihnen mich ein wenig zu unterhalten, wie ich es so oft jetzt schon auf dem Herzen hatte. — Daß Sie mich nicht besucht haben, war zwar nicht schön von Ihnen: doch das weiß ich schon, über Haus, Mann und Kind geht Euch nun einmal nichts, und somit gehören Sie zu den absolut Glücklichen, die dieß ganz oder doch zum Theil besitzen, und bei jeder vorkommenden Wahlnöthigung beweisen, daß ihnen eben kein Glück über das geht, welches sie besitzen, — somit absolut Glückliche!

Nun, ich gehöre nicht zu denen; denken Sie sich, wie es mir geht: — in mir kämpft vollständiger Lebensüberdruß mit dem bewußten Vorsatze, nun erst mein Leben recht anzuwenden. Bei dem Vorsatze — sonderbarer Weise! — wird mir nie wohl: ich merke, es ist da Alles eigentlich affektirt und nichts Rechtes dahinter. Dieß macht denn, daß der tiefe Unglaube an mein Leben mir dann oft in reizend beruhigender Form sich wieder offenbart: es gibt dann eben die Augenblicke, wie beim Einschlafen, wo man wirkliche Glückseligkeit genießt. —

Nun habe ich einen jungen König, der mich wirklich schwärmerisch liebt: Sie können sich so etwas nicht vorstellen! Ich entsinne mich aus meinen ersten Jünglingsjahren eines Traumes, wo ich träumte, Shakespeare

lebte und ich sähe ihn und spräche mit ihm, wirklich, leibhaftig; der Eindruck hiervon ist mir unvergeßlich, und ging in die Sehnsucht über, Beethoven noch zu sehen (der doch auch schon todt war). Etwas Aehnliches muß in diesem lieblichen Menschen vorgehen, wenn er mich hat. Er sagt mir, er glaube es noch immer kaum, daß er mich wirklich habe! — Seine Briefe an mich kann Niemand ohne Staunen und Entzücken lesen. Liszt meinte, er stehe darin an Receptivität mit meiner Productivität auf vollkommen gleicher Höhe. Es ist ein Wunder! — Glauben Sie das! — Und das soll Einem nun nicht Lust machen? Es muß wohl! Aber — wie schwer, wie schwer fällt mir die Lust! Nichts minderes als dieser wundervolle König mußte es sein, sonst — war es fertig, vollständig fertig!

So ward ich doch *eigentlich auch schon* von all' meinen *alten Freunden entlassen*: — eigentlich glaubten nur *Sie* noch an mich. —

Seit einiger Zeit bin ich wieder ganz allein, wie in einem verwünschten Schloß. Ich leugne nicht, daß mir diese vollständige Einsamkeit jetzt sehr verderblich wird: glauben Sie mir, es ist ein Elend, an dem ich mich verbluten werde. Leider ging es nun vorher, als ich Freunde bei mir hatte, ebenso verwünscht her: es war kein Segen und Friede. Der arme Bülow kam Anfang Juli im allerangegriffensten Gesundheitszustand, mit übernommenen und zerrütteten Nerven hier an, fand die ganze Zeit schlechtes, kaltes Wetter, dadurch einen

ungesunden Aufenthalt, und gerieth aus einem Krankheitsfall in den andern. Dazu eine tragische Ehe; eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszt's wunderbares Ebenbild, nur intellectuell über ihm stehend. —

Wäre ich gemacht, über die Oberfläche hin mir mein Theil Annehmlichkeit von den Dingen und Verhältnissen zu versichern! Das bin ich nun nicht; ich bin so thöricht, Alles so ernst zu nehmen. Das wichtigste war, Bülow aus seiner wahnsinnig aufreibenden Kunstbeschäftigung zu reißen und ihm ein edleres Feld zu verschaffen.

Es gelang leicht, den jungen König — für ihn war es wiederum sehr wichtig — zur Anstellung Bülow's als seinen Vorspieler zu bewegen. Ich hoffe nun, Bülows in kurzem hier für immer bei mir zu haben. Beiden habe ich für uns Alle nur Ein Erlösungsmittel in Aussicht gestellt: höchstes gemeinsames Kunstschaffen und Wirken. — Da hätten wir denn eine Nöthigung mehr zum Aushalten und Angreifen, — trotz aller Schwierigkeit des Lebensüberdrusses. — Sie sehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbst nicht ein Fall, wie der von Lassalle's Tod: Der Unglückliche war gerade 14 Tage vor seinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen dessen Gesandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günstling: letzthin haben sich die Hinterlassenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was sagen Sie dazu?

Ich kannte Lassalle noch gar nicht; bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß. —

Jetzt bin ich noch ohne Wohnung in der Stadt: ich möchte gerne etwas, was Dauer verspricht, und finde nichts. Ich soll mir was bauen lassen: das dauert aber zwei Jahre. Soll ich denn noch so lange leben? Und doch soll ich's. Mein junger König spart, stellt väterliche Bauten ein u. s. w., um das Geld für die Aufführung der Nibelungen zusammenzuhalten. Ich hab' noch keinen Tag eigentlicher alter Ruhe gehabt: ich schwanke, was ich zuerst angreifen soll. Am End' laß ich doch wohl Alles zur Seite und mache die Nibelungen fertig: wenn ich das dem Könige sage, habe ich's noch besser. —

Nun aber hören Sie: am 2. Oktober, beim ersten Wiederbesuch des Königs im Theater, führe ich ihm eine Musteraufführung des »Fliegenden Holländers« vor (die einzige meiner Opern, die jetzt leider gut gegeben werden kann.) Alles ist vorbereitet zu einer vollendeten guten Ausführung. Mitte Oktober habe ich ein großes Konzert mit meinen neuen Fragmenten, wie in Karlsruhe vor Zeiten. Werden Sie kommen? — Mai nächsten Jahres »Tristan« mit Schnorrs. — Werden Sie da auch kommen?

Wie steht's mit dem Roman? — Wie geht es

Wille und den Söhnen? Wollen Sie sie schönstens von mir grüßen? — Was macht die »verwünschte Gegend«? Sind Sie mir gut geblieben? Glauben Sie an meine Dankbarkeit? — Glauben S i e an mich? — Antworten Sie vor dem Konzert.

Herzliche Grüße!

Ihr

R. Wagner.

München, 21. Briennerstraße.
8. Okt. 64.

Theure!

Ihr Schweigen ängstigt mich. Sie erhielten doch vor einiger Zeit einen Brief von mir? —

Ich ergreife ein Mittel, Sie zu einer baldigen Mittheilung zu bewegen.

Ich schicke Ihnen einen Brief meines jungen Königs an mich, und bitte Sie, mir ihn recht bald wieder zurückzuschicken, als anvertrautes Liebesgut! —

Gestern, wo wir die Vollendung und Aufführung meiner Nibelungen festsetzten, war ich doch vor Erstaunen über das Wunder dieses himmlischen königlichen Jünglings so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken und ihn anzubeten. —

Anfang November Fliegender Holländer und Auf-

führung meiner Fragmente (mit Schnorr) — Frühjahr: Tristan. 1867 Sommer: Nibelungenring.

Tausend Grüße!

Von Herzen

der Ihre

R. Wagner.

Freundin!

Zwei Worte zu Ihrer Orientirung! — Meine Erwiderung[1]) kennen Sie: hier ist sie nochmals. Sie enthält eine Unaufrichtigkeit: Die Darstellung der Beschränktheit meines Verhältnisses zum Könige. Für mein Bedürfniß der Ruhe wünschte ich sehnlich, es wäre so. Die wunderbar tiefe, fatalistische Neigung des Königs zu mir. — Entsage ich (um meiner Ruhe willen) den Rechten, die sie mir gibt, so begreife ich noch nicht, wie ich es vor meinem Herzen, meinem Gewissen anfangen soll, mich den Pflichten zu entziehen, die sie mir auferlegt. Sie errathen, daß, was man öffentlich gegen mich hetzt, nur Werkzeuge sind: dieß hat keine Bedeutung, und die Verleumdung spielt bereits ihr letztes verzweifeltes Spiel. Aber die Anlässe? Nun muß ich schaudern, wenn ich

[1]) Zur Erklärung dieses Briefes dient der von Rich. Wagner selbstgeschriebene Artikel: »Rich. Wagner und die öffentliche Meinung« in Nr. 50 der »Allgemeinen Zeitung« vom 20. Februar 1865.

nur an meine Ruhe denkend, mich in die hierfür gedeihlichen Schranken zurückziehen will, um ihn — seiner Umgebung zu überlassen. —

Mir bangt es in tiefster Seele, und ich frage meinen Dämon: warum mir dieser Kelch? — Warum da, wo ich Ruhe und ungestörte Arbeitsmuße suchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes, in meine Hände gelegt ist? — Wie hier mein Herz retten? Wie dann noch Künstler sein sollen? — Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nöthig wäre! — Dieß, dieß ist meine wahrhafte Beklemmung. Das äußere Spiel der Intrigue, rein nur darauf berechnet, mich außer mich zu bringen, um mir eine Indiskretion zu entlocken, zerfällt leicht in sich. Aber welcher, gänzlich meiner Ruhe mich für immer entreißenden Energie, bedürfte ich, um meinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen! — Er hält treu, rührend schön zu mir und schließt sich für jetzt gegen Alles ab. —

Was sagen Sie zu meinem Schicksal? — Meine Sehnsucht nach der letzten Ruhe ist unsäglich: mein Herz kann diese Schwindel nicht mehr ertragen! —

Herzlicher Gruß an Wille!

Ganz Ihr treuer

Rich. Wagner.

München, 26. Febr. 1865.

Liebste Freundin!

Ein Wunder! Ich hab' wirklich eine Stunde Ruhe und Stimmung, die ich zu einem Dutzend Briefe benutze. Der Ihrige kommt so eben an: also 2 bis 3 Zeilen müssen Sie auch bekommen, das versteht sich, trotzdem mir Cosima versprochen, auch Ihnen in meinem Namen zu schreiben. — Das ist Ihnen doch gewiß unmöglich, zu glauben, ich hätte in dieser Zeit Ihrer nicht täglich mit Dank, Liebe und Trauer gedacht? — Gewiß nicht! Jeder Grashalm in meinem Garten ruft mir das Ergrünen des Ihrigen vorm Jahre zurück.

Nun denn — kommen Sie! Sehen Sie, Ihr Mann ist's, der mir zuruft, ich möchte Ihnen tüchtig zureden! Ei! Wie schön ist das — wie herzlich mußte ich über Wille lachen! —

Ja, kommen Sie! 15., 18. und 22. Mai sind die drei Hauptvorstellungen. Sie werden **wundervoll**, wie **nie** etwas erlebt wurde. Dazu mußte ich leiden, um das zu erleben! Von der Herrlichkeit der beiden Schnorr's können Sie sich keinen Begriff machen! Alle Kraft ihres Lebens konzentrirt sich zu dieser einen Leistung, die sie nun mit voller künstlerischer Würde bewältigen. — Mein Aufsatz schildert die Schönheit der Umstände, unter denen ich jetzt mein Werk zu Tage fördere, noch viel zu matt. Von der Göttlichkeit meines jungen Königs kann kein Hymnus erschöpfend singen. Hier ist Alles wie ein Märchentraum; man kann es nicht glauben, daß solch Schönes, Tiefes und Erhabenes

plötzlich in das Menschenleben treten konnte. Und wie weise ist er, ohne im mindesten es zu wissen. Aber viel Trauer schwebt über uns: die furchtbare Gemeinheit der Umgebung und aller Umstände, — und Alles doch weise, mit ganz unfehlbarem Instinkt von ihm beherrscht. — Gott, — wenn der gedeiht und geräth! Dann endlich hat die deutsche Nation einmal das Vorbild, dessen sie bedarf — ein anderes als Friedrich II.

Alle meine Befürchtungen löften sich leicht durch Seine unnachahmliche Sicherheit des Gefühles. Nichts schadet ihm — er ist geweiht. —

Die herzlichsten Grüße an Wille! Schämen Sie sich — und kommen Sie, es wird sich der Mühe verlohnen!

Von ganzem Herzen

Ihr

R. Wagner.

31. April 1865.

München, 26. Sept. 1865.

Sagen Sie, liebe Freundin, wie war es Ihnen möglich, diesen Sommer so an mir vorüberzugehen? Wie oft wollte ich schon diese Frage an Sie richten! Vor Staunen kam ich immer noch nicht dazu. — Es war Ihnen möglich, selbst dem Zureden Ihres Mannes keine Folge zu geben! So haben Sie denn furchtbare und wundersame Epochen meines Lebens in innigster

Vertrautheit, dicht in und mit mir verlebt, mit mir gefühlt und gelitten, um mich plötzlich auf einem wichtigen Höhepunkte gänzlich zu verlassen! — Wie wunderbar! Was gibt es da wieder nachzudenken! —

Was soll ich Ihnen nun von mir melden? —

Ich sprach von einem »wichtigen Höhenpunkte«: ich sagte nicht, einem »freudigen«. Daß auch hier, auf dieser Höhe eigentlich nur Peinen und Leiden für mich zu empfinden waren, — ahnten Sie dieß vielleicht, und fühlten Sie sich selbst zu leidend, um mir Ihr Mitleid zu schenken? —

Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte, so wunderschön war mir zu Muthe. Es war dieß die Zeit der Proben des »Tristan«.

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunst wie auf einem Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal sein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunstwerkstatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes Künstlerpaar, innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen. Meinen treuen Schutzengel, immer schön und segnend über mir schwebend, voll kindlichem Jubel über meine Zufriedenheit, meine Freude am wachsenden Gelingen: unsichtbar immer anordnend, was mir diente, entfernend, was mir hinderlich war. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit: die erste Aufführung — ohne Publikum, nur für uns — als Generalprobe ausgegeben, glich der Erfüllung des Unmöglichen.

Das Gefühl des Traumes verließ mich nie: ich staunte und staunte — wie dieß zu erleben möglich sei! — Dieß war der schöne Höhepunkt und doch verbittert durch — Abwesenheiten! — Wirklich: verbittert! Wie kleinlich kommt Ihr mir Alle vor, die Ihr dieser — Aufregung ausweichet! —

Von da an — nur noch reines Leiden. Da ich nun einmal auf den sogenannten »Erfolg« nicht eigentlich achte, waren mir alle von nun an so geltenden Experimente vor dem Publikum nur störend und herabwürdigend. In der vierten Aufführung erfaßte mich — im letzten Akte — das Gefühl des Frevels dieser unerhörten Leistung: ich rief: dieß ist die letzte Aufführung des Tristan und nie wieder darf er gegeben werden. Nun ist's in Erfüllung gegangen. Mein herrlicher Sänger verließ uns jubelnd, froh und selig vor Stolz und Wohlgefühl. Acht Tage darauf jagte ich nach Dresden, um seiner Beerdigung beizuwohnen: Springende Gicht hieß der Dämon, der ihm von dem Kniegelenk in das Gehirn gefahren war. Da lag er. — Seitdem sieht es traurig mit mir aus. Ich war einsam in den hohen Bergen und nun bin ich einsam hier. Ich kann Niemand mehr sprechen und gelte immer für verreist. Die wundervolle Liebe des Königs hält mich im Leben: er sorgt für mich, wie noch nie ein Mensch für den andern sorgte. Ich lebe in ihm auf, und will ihm meine Werke noch schaffen. Für mich lebe ich wirklich eigentlich nicht mehr. Doch hält Er eben mir Alles

fern, was mich an das Leben und die Wirklichkeit erinnert: ich kann nur noch träumen und schaffen.

So geht es und wird es gehen. Meine Arbeitslust verschlingt mein ganzes Gedenken. Die Nibelungen werden nun vollendet: ein Parzival ist schon entworfen. Es ist Alles wundervoll, traumhaft: sonst wäre Alles tödtlich schmerzhaft.

Nun melden Sie mir von Sich. — Tausend Grüße, liebe, traute Freundin! Gedenken Sie denn noch Ihrer Prophezeiungen? Ja, daran liegt es nicht: was da erfüllt werden konnte, das ist erfüllt, wie nie etwas erfüllt ward — schöner als jeder Traum. Und Sie wollten nicht einmal der Stätte dieses Traumes nahen?

Sei Alles schönstens und bestens gegrüßt von

Ihrem

Richard Wagner.

Genf. Campagne des »Artichauts«
26. Dez. 1865.

Theure, verehrte Freundin!

Sie sehen, ich nehme Alles ernst, und erwarten gewiß auch, daß ich bei dem Ernste meines letzten Briefes an Sie verbleibe. Haben Sie treuen, tiefgefühlten Dank für Ihre Antwort. Ich wartete nur die von Ihnen mir angemeldete Zeit Ihrer Rückkehr nach

Mariafeld ab, um Ihrer Aufforderung gemäß Ihnen nochmals zu schreiben, welches mein letzter Entschluß sei. — Ich bleibe, was ich war. —

Ueber meine Münchener Beziehungen kann ich Ihnen wenig sagen: Die Lügendünste müssen Sie sich selbst klären können, wenn Sie sehen wollen. Ich nehme eben Alles ernst, und von Klugheit kann bei mir keine Rede sein. Jetzt gilt es, dem jungen König etwas Zeit zu lassen, damit er das Regieren und Herr-Sein nun ein wenig lerne. Die Schule der jetzigen Leiden wird für ihn gut sein. Seine zu große Liebe zu mir machte ihn für Alles Umschauen nach anderen Verhältnissen blind: so war er leicht zu täuschen. Er kennt Niemand, und — muß nun erst Leute kennen lernen. Doch hoffe ich für ihn. Wie ich seiner Liebe ewig gewiß bin, vertraue ich auch auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Er hat nur noch etwas mehr Menschen kennen zu lernen. Dann wird er schnell das Rechte treffen.

Schicken Sie mir »Felicitas« und halten Sie meine Bitte darum für keine Schmeichelei! —

Leben Sie wohl! Viele Grüße an Wille.

Ihr

Richard Wagner.

Wenn ich den letzten zwei Briefen Wagner's, dem einen aus München vom September 1865, dem andern aus Genf vom December desselben

Jahres, einige Worte hinzufüge, so ist es, weil aus diesen Briefen hervorgeht, unter welchen rasch wechselnden schwierigen Verhältnissen Wagner in München gelebt hat, so daß er gern einen Ruhepunkt suchte, um kleinlichen Quälereien aus dem Wege zu gehen und, wie er sich ausdrückte, »die Lügendünste« sich klären zu lassen, die sich nur zu leicht um ihn sammelten. —

Wagner's Brief aus Genf traf mich in Hamburg und beunruhigte mich durch seinen Inhalt. Ich kannte München nicht, aber ich wußte, daß auch die vom König Max begünstigten Gelehrten und Dichter Norddeutschlands den Münchnern unsympathisch gewesen waren. Ernsthafter, tiefergehend schien mir die Abneigung Vieler gegen den außerordentlichen Mann, über welchen jetzt die königliche Gunst Glück und Glanz nur zu reichlich ausgegossen hatte.

Es war mir von vorneherein bedenklich gewesen, daß Alles fast beängstigend hoch auf die Spitze getrieben worden war und keine innere Sicherheit des Bestehens bot. Ich war darum der Einladung Wagner's zur Vorstellung von »Tristan

und Isolde« nicht gefolgt; ich hatte ihn in Starnberg nicht besucht und konnte auch jetzt nicht das richtige Wort finden, um an Wagner zu schreiben, was mir auf dem Herzen lag, nämlich, daß er nicht der Mann sei, um dem jungen Monarchen ins Bewußtsein zu bringen, daß Kunst und Poesie nicht das höchste Ziel königlicher Gedanken sein dürfen, sondern daß derjenige, der berufen ist, ein Volk im Herzen zu tragen und dessen Rechte sich ins Gewissen zu schreiben, schwerere und ernstere Pflichten auf sich habe. Ich weiß nicht, ob dieses Mal mein Brief in diesem Sinne zu Stande gekommen, und ob derselbe in Wagner's Hände gelangt ist. Eine Antwort habe ich jedenfalls nicht von ihm erhalten, und während der drei Monate, die ich in Hamburg blieb, weil mein Vater sehr leidend war, haben wir einander kein Lebenszeichen gegeben.

Als ich im Frühling wieder zu Hause war, erfuhr ich, daß Wagner nach München zurückgekehrt sei, und daß der König sich für die Idee, in der Nähe Münchens ein Theater zur Aufführung seiner Musikdramen zu bauen, sich interessire. Semper

hatte nach Wagner's Plan und Anlage einen Riß entworfen, grandios und im reinen Styl, wie er seine Bauwerke zu schaffen liebte.

Es war im Beginn jenes Sommers schwüle Zeit in Deutschland: der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich lag in der Luft, und noch mehr als vor dem Krieg an sich schreckte man zurück vor dem Gedanken eines Bruderkampfes, der zu Deutschlands Einigung führen sollte.

In der Höhe des Sommers war Wille nach Luzern gereist, wo Wagner sich zeitweilig aufhielt und Semper ihm den Grundriß zum projectirten Theaterbau vorlegte. Er traf die Herren beisammen, als er Wagner zu bewegen suchte, durch seinen Einfluß auf den König von Bayern diesen dahin zu bringen, daß er neutral bleibe und seine Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen anbiete. Wagner, damals voll Widerwillen gegen Bismarck und Preußen, weigerte sich, und sagte, er habe in politischen Dingen gar keinen Einfluß auf den König, der, »wenn er (Wagner) von dergleichen anfange, in die Höhe blicke und pfeife!« — Er erzählte jetzt von der überstrengen Erziehung, die

König Max seinen zwei Söhnen und vorzüglich dem künftigen Thronerben habe angedeihen lassen. Semper, der bei dieser Unterredung zugegen gewesen, hatte von derselben gesprochen, und Wille wurde durch ein Luzerner katholisches Blatt mit Schärfe angegriffen.

Ich lasse jetzt einige Jahre vorübergehen, in denen der briefliche Verkehr zwischen Wagner und Mariafeld gleichsam eingeschlafen schien. Vieles mag sich in dieser Zeit für Wagner ereignet haben; Vieles hatte sich auch in unserm Leben verändert. Während mehrerer Jahre hatte die zunehmende Kränklichkeit meiner Eltern mich viele Monate dem eigenen Heim entzogen. Nach dem Tode beider Eltern brachten wir zwei Winter in Italien zu. Leid und Freud hatten in Mariafeld sich abgelöst. Mein ältester Sohn hatte sich verheirathet und mir die liebliche Tochter ins Haus gebracht, welche mir bisher gefehlt.

Wagner indeß hatte seine »Meistersinger« vollendet, und im Juni 1868 sollte die Vorstellung

eines Werkes sein, das fast unter meinen Augen entstanden war. Frau von Bülow hatte in Wagner's Namen uns zu dieser Vorstellung eingeladen, Freunde Wagner's aus Nähe und Ferne hatten ihr Erscheinen zugesagt. Es traf sich, daß ich diesmal, vom Besuch meiner Schwester in Schlesien heimkehrend, über München reisen konnte, und es machte mir Freude, den Freund wieder zu begrüßen.

Die Vorstellung fiel glänzend aus; Bülow hatte, obgleich halb krank, nach Sinn und Geist des Meisters das Orchester mit höchster Energie dirigirt. Der König, der in der großen Mittelloge saß, hatte den Dichter-Componisten zu sich hinaufbefohlen. »Es soll der Dichter mit dem König gehen«.

Nach dem ersten Akte wurde Wagner enthusiastisch gerufen, aber er erschien nicht auf der Bühne; er hatte den Weg dahin nicht finden können. Die Vorstellung ging weiter, und als sie beendet war und der Enthusiasmus wieder nach dem Schöpfer so großen Genusses stürmisch verlangte, hatte Wagner auf Befehl des Königs, an dessen Seite er gesessen, sich erhoben, und von der königlichen Loge

aus sich gegen das Publikum verbeugt. Die Formlosigkeit erschreckte mich und that mir weh; indessen der König hatte befohlen, der Dichter gehorcht!

Wagner wohnte damals im ersten Stocke des Hauses, welches die Familie Hans von Bülow's inne hatte. Ich blieb nur einen Tag in München, denn der Freund war ganz umringt und im Mittelpunkt seiner künstlerischen Umgebung, vielleicht auch nicht ohne Unruhe über die Wirkung der Vorfälle des letzten Abends; ich fühlte mich darum nicht veranlaßt, länger in München zu verweilen.

Ich weiß nicht, ob nicht in Folge dieses Ereignisses Wagner bald nachher sich entschlossen hat, München zu verlassen und in Tribschen am Luzerner See Wohnung zu nehmen.

Es liegt Alles so weit zurück, daß Manches meinem Gedächtniß entschwunden ist. Ueber die Beweggründe seiner Uebersiedelung hat Wagner nicht mit uns gesprochen, als er einmal von Tribschen aus nach Mariafeld kam und in alter Wärme und Herzlichkeit einige Tage bei uns zubrachte.

Ich komme jetzt an eine Stelle, wo ich drei Briefe Wagner's statt meiner reden lasse. Einer dieser Briefe ist das Begleitschreiben bei Zusendung einer Broschüre und zeigt die Liebenswürdigkeit des Absenders, der sich der alten Freundin ins Gedächtniß rufen will. Die zwei andern Briefe führen uns an die schöne Stelle, wo Friede und Glück ungetrübt und rein für Wagner erblüht waren. Während einiger Jahre der Zurückgezogenheit und Weltentfremdung war in Wagner's Seele und in seinem Herzen das Glück gereift, das ihm lebenslang gefehlt hatte. Es wurde erzählt, daß während der Meister der Töne mit seiner Freundin und deren Kindern in Tribschen weilte, ein hoher Gast incognito sein Friedensasyl besucht habe.

Liebe verehrte Freundin!

Ihr treuer guter Brief hat mich sehr erfreut. — Nach einem vor 2 Jahren von Ihnen uns gegebenen Versprechen hatten wir seither einen längeren Besuch von Ihnen in Tribschen zu erwarten. Ich hoffte den vorigen Sommer lange auf die Erfüllung, und war nicht ungeneigt, mir unfröhliche Gedanken über Ihr Ausbleiben zu machen.

Seitdem habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, und gedenke wohl Jahre lang ohne Weichen hier zu verbleiben, fest entschlossen, nur noch meinen Arbeiten, nicht aber mehr aufreibenden und fruchtlosen Bemühungen nach Außen mich hinzugeben. Gegenwärtig bin ich über der Vollendung des 1858 unterbrochenen »Siegfried« her. —

Meine troſtreiche edle Freundin ist seit länger bereits mit ihren Kindern bei mir. Wir sehen Niemand, gern aber würden wir Sie begrüßen.

Ihr Gruß that mir wohl. Behalten Sie mich lieb und seien Sie heiter. Sie verdienen eine schöne Krone.

Von Herzen der

Ihrige

Richard Wagner.

Tribschen, 25. Mai 1868.

Liebe verehrte Freundin!

Ich bin so frei durch die Uebersendung einer neuen Broschüre von mir — dießmal »über das Dirigiren« mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. — Sie wird manches darin interessiren. Vielleicht aber erregt manches darin auch — wenn wohl auch nicht bei Ihnen — so doch anderswo in Zürich ein kleines Aergerniß, weßwegen ich das Büchelchen nach anderer Seite hin zurückhalte.

Sie sehen, ich bleibe immer dabei, und verliere den Muth nicht, wenn auch jede Hoffnung.

Mit den herzlichsten Grüßen und den dankbarsten Erinnerungen

Ihr getreuer

Richard Wagner.

Luzern, 26. März 1870.

Liebe, verehrte Freundin!

Das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, welche Freude uns Ihr Brief und Ihre Einladung gemacht haben! — Gewiß werden wir kommen, denn Sie sollen die Ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah, habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch Diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so manches meiner Freunde, »mir sei nicht zu helfen,« unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei, und hat mir geholfen: Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn »Siegfried« nennen konnte: der gedeiht nun mit meinem Werke, und

giebt mir ein neues, langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat. —

So behalfen wir uns denn ohne »Welt«, der wir uns gänzlich entzogen hatten. Da hat sich denn nun Aechtes bewährt, und rührender als der Gewinn neuer Freunde, war uns die Treue alter. Meine Schwester, Ottilie Brockhaus, besuchte uns bereits im vorigen Spätsommer mit ihrer Familie: ich hätte sie gern dabei gewünscht. Nun bringt Sie uns aber der Johannistag. Seien Sie uns herzlich gegrüßt!

Nun aber hören Sie: mögen Sie es gerecht und sinnvoll finden, daß wir Ihrer Einladung erst nachkommen, wenn ich Ihnen die Mutter meines Sohnes auch als meine angetraute Gattin zuführen kann. Dieß ist nun endlich nicht mehr fern und wir hoffen noch vor dem Fallen des Laubes in Mariafeld einzuschreiten. Aber nun bewähren Sie Ihre Freundschaft ganz, und kehren Sie mit den vortrefflichen Ihrigen recht, recht bald zuvor noch bei uns auf Tribschen ein. Haben Sie Enkel, so bringen Sie die auch mit; hier treffen Sie eine zahlreiche Jugend, welche sich um ihre Mutter und zugleich Lehrerin und Erzieherin munter schaart. Außerdem vielleicht sonst noch Manches, was Ihnen Freude macht.

Wie tief und ernstlich würden wir uns freuen, wenn Sie sich recht bald anmeldeten! Jeder Tag ist uns recht, wir sind stets bereit. —

Sie haben mir es prophezeit, Edle! wissen Sie,

als Sie mich vor sechs Jahren aus Ihrer Gastfreundschaft entließen? Ich war elend. Sie aber sahen mich an, und — weissagten mir, — Sie entsinnen sich dessen wohl! Nun Freundin! kommen Sie und überzeugen Sie sich, daß Sie das rechte Herz zur guten Prophetin haben!

Seien Sie gesegnet! Gedeihe Alles, woran Ihr großes schönes Herz hängt! Dieß mein Gegengruß! —

Ihr

Richard Wagner.

Tribschen, 25. Juni 1870.

Ich füge dem letzten der drei von mir mitgetheilten Briefe Wagner's hinzu, daß wir dem Besuch der Vermählten in Mariafeld zuvorgekommen sind, um ihnen zuerst unsern Glückwunsch zu bringen.

Es war an einem Sonntag, am 3. September 1870, als wir die Fahrt nach Tribschen unternahmen. Auf dem Züricher Bahnhof im Wartesaal war Alles in lebendigster Erregung, — denn eben war die Kunde von dem Siege bei Sedan gekommen, und daß der Kaiser von Frankreich sich als Gefangener dem Könige von Preußen ergeben

habe. — Das große Ereigniß erfüllte meinen Mann mit höchster Freude, und ich theilte seine Gefühle. Aber nach Frauenart war ich doch während der Eisenbahnfahrt nach Luzern mit dem Nächsten beschäftigt, und gedachte der Schmerzensepisode, in welcher Wagner vor sechs Jahren in Mariafeld mir in Freundschaft nahe getreten war und des raschen Umschwungs seines Schicksals, und wie das Glück ihn auserwählt hatte, und wie er jetzt von allen Dornen und Stacheln frei, die in München auf seinen Wegen lagen, ungehindert schaffen, arbeiten und nach eigenem Sinn glücklich sein dürfe. Tief und treu durch Jahre des Kampfes und Ausharrens hatte sich seine Liebe für die hochgeartete, opfermuthige Frau bewährt, die er jetzt mit Stolz und Freude die Seinige nannte. Unwillkürlich kamen mir die Worte in den Sinn, welche Wagner dem »königlichen Freunde« gewidmet hat:

»Du bist der holde Lenz der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Aeste Saft —
Es war Dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft. —

Wie mich Dein hehrer Segensgruß entzückte,
Der Wonne-stürmend mich dem Leid entrafft,
So wand'l ich stolz beglückt nun neue Pfade
Im sommerlichen Königreich der Gnade.« —

Es war ein angenehmer Tag, den wir in Tribschen an einem der lieblichsten Punkte des Vierwaldstädter See's mit dem Freunde und dessen liebenswürdiger Frau, umringt von schönen Kindern, verlebt haben. Es ließe sich noch viel von jenem Tage, an dem ein schönes Familienfest gefeiert wurde, erzählen. Nachdem die erste lebhafte Begrüßung nach langer Trennung vorüber war, und mein Mann und Wagner über Sedan, über Bismarck und Napoleon sich genügend ausgesprochen hatten, ertönte aus der Tiefe des Gartens mir zur Freude eine sanfte, herzerhebende Musik, wie Wagner sie zu schaffen verstand.

Und nicht nur diesen ersten, sondern manchen andern schönen Tag, sogar in Winterkälte, trotz Eis und Schnee, während der ersten Monate des Jahres 1871 haben wir in Mariafeld, als wäre

alte Freundschaft wieder neu geworden, mit Wagner und den Seinen verlebt. Mein ältester Sohn mit seiner jungen Frau, meine Enkel, die Kinder, die aus Tribschen mitgebracht wurden, mein jüngerer Sohn und andere werthe Gäste, die wie er aus Zürich kamen, bereiteten uns eine heitere Geselligkeit. In meinem Manne sprudelte wie in Wagner der Quell geistigen Lebens frisch und freudig wie vor achtzehn Jahren, als sie oft zusammengekommen waren und Herwegh beiden werth gewesen.

Zwischen Wagner's Frau und mir hatte sich das angenehmste Verhältniß gestaltet: ich hatte die Empfindung, daß sie mir gut sei und sich zu mir hingezogen fühle. Mir war sie eine eigenthümlich merkwürdige Erscheinung: Liszt's geniale Tochter war ihrem berühmten Vater ähnlich und dennoch wieder so ganz anders! Geist, Phantasie und die Poesie ihrer Seele befähigten sie, die Lebensgefährtin Wagner's zu sein und ihm als verständnißvolle Begleiterin auf jede Höhe zu folgen, nach welcher sein Genius strebte. In seine Musik versenkte sie sich mit andachtvoller Begeisterung: die

Welt, in der er lebte, gehörte auch ihr! Wagner's Genius war erfinderisch in zart empfundenen musikalischen Huldigungen für sie. In ihrem Hause war sie ganz Frau und Mutter, für ihre Kinder die Lehrerin und Erzieherin, wie Wagner sich gegen mich aussprach. Ihr gebildeter Verstand und der Tact der Frau, die Welt und Leben kennt, belebten ihre Unterhaltung.

Die Zeit, in der wir uns begegnet, war voll Ernst und tiefer Bedeutung. Die Kämpfe und Siege der deutschen Waffen — Unruhe und Sorge um Verwandte und Freunde, die verwundet im Spital lagen — tiefer Schmerz über Andere, die gefallen waren — die Größe der Ereignisse, die zum Abschlusse drängten — die lange Belagerung von Paris, — deutsche Fürsten und Könige, welche in Versailles dem siegreichen Kriegsherrn des geeinigten Deutschlands die Kaiserkrone aufs Haupt setzten: Alles, was in rascher Folge geschah, war so geschichtlich groß, daß man sich gleichsam selbst erhöht fühlte und gewöhnlichen Erlebnissen eine Art von Weihe gab. Ich erinnere mich, wie tief es uns ergriff, als an einem kalten Tage bei

ruhiger Luft der Kanonendonner von dem belagerten Belfort zu uns herüber hallte.

Als nach völlig beendetem Kriege das deutsche Volk unter seinem glorreichen Kaiser sich zu fühlen begann in der Kraft des geeinigten Reiches, als Alles sich regte und vorwärts strebte, war es an der Zeit, daß auch Wagner sich dem Vaterlande zuwende. Er konnte nicht in dem Stillleben seines Glückes, wie ich ihm gewünscht hatte, seine »Missa Solemnis« schreiben. Seine »Nibelungen« waren vollendet und wollten jetzt an das Licht des Tages. Sie gehörten der Nation an, das deutsche Volk sollte seine Götter, die Heldensagen und Mythen seines uralten Ursprunges in lebensvoller Darstellung von der Bühne herab kennen lernen. So meinte Wagner. Ihn begeisterte die Idee, in Bayreuth, im Mittelpunkte des großen Vaterlandes unter dem Scepter des Königs von Bayern dem aus allen Gauen Deutschlands zusammenströmenden Volke olympische Feste zu bereiten, wie die moderne

Menschheit sie braucht in Musik und Poesie unter Mitwirkung aller Künste.

Dergleichen hatte er mehr als einmal gegen uns ausgesprochen, ehe er in Begleitung seiner Frau nach Deutschland reiste, um das Terrain zur Ausführung seiner Ideen, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu sondiren.

Wir hatten einige Wintermonate des Jahres 1872 in Italien zugebracht und kamen froh wieder nach Hause, um das Hochzeitsfest unseres zweiten Sohnes zu feiern. Da erfuhren wir, daß Wagner mit der ihm eigenen Energie alle vorbereitenden Schritte zu seiner Uebersiedlung nach Bayreuth bereits gethan habe, und daß er bald nicht mehr in unserer Nähe weilen werde.

Noch einmal kamen wir zusammen, ehe die Freunde von der Stätte schieden, in der sie ihr Glück und ihren Frieden gefunden hatten! —

Wagner's Leben in Bayreuth, das Große, das er erstrebt und mit seinen Festspielen zur Erscheinung gebracht hat, der Ruhm seiner Werke und die sieghafte Kraft seines Genius gehören nicht in den Rahmen meiner Darstellungen. Meine Mittheilungen beschränken sich auf das, was ich miterlebt habe und was, auf freundschaftlichen Gefühlen ruhend, durch harmlose Erzählungen aus dem Privatleben zur Erläuterung der Briefe, und vielleicht zur Charakteristik Wagner's beiträgt.

Berlin.
Druck von Martin Oldenbourg
Adlerstraße 5.

Berlin.

Druck von Martin Oldenbourg,

Adlerstraße 5.

Wagner, Richard,

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner nebst Erinnerungen und Erläuterungen

Berlin 1894